

Salatgarten **2**

In diesem Heft lesen Sie u.a.:

- Die 31. Hans-Fallada-Tage. Ein Rückblick
- Laudatio auf Achim Ditzen anlässlich der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft der Hans-Fallada-Gesellschaft
- „[I]ch habe viel gegrübelt und mir überlegt, wie man ein aktuelles Buch schreibt, ohne es aktuell zu machen.“ – *Altes Herz geht auf die Reise* als Utopie in dunkler Zeit
- *Altes Herz geht auf die Reise* – Ein Film ohne Premiere
- „Wie eben alles ein bißchen Puppenhaus ist.“ Hans Fallada im „Kleine-Leute-Haus“ von Neuenhagen



” Auf glatter Straße können wir alle fahren.
Warten Sie, bis es einmal holprig wird.“

Hans Fallada
in „Bauern, Bonzen und Bomben“ (1931)

Inhalt

Halbjahresschrift
der Hans-Fallada-Gesellschaft e. V., Feldberg
Heft 2/2022, 31. Jahrgang

- 2 Editorial
- 3 *Lutz Dettmann*
Kennen Sie auch diesen Schreck?
- **hfg INTERN**
- 4 *Patricia Fritsch-Lange*
Laudatio auf Achim Ditzen
anlässlich der Verleihung
der Ehrenmitgliedschaft der
Hans-Fallada-Gesellschaft
- 6 *Anna Maria Weber*
In memoriam.
Zum Tod des Berliner
Bildhauers Michael Klein
- **HANS-FALLADA-HAUS
CARWITZ**
- 8 *Stefan Knüppel*
Eine wunderbare
Serie ist gerissen ...
- 9 *Stefan Knüppel*
Neues aus dem Museumsladen
- **NEUES ZU FALLADA**
- 10 *Sabine Koburger*
„[I]ch habe viel gegrübelt
und mir überlegt, wie man
ein aktuelles Buch schreibt,
ohne es aktuell zu machen.“
– *Altes Herz geht auf die Reise*
als Utopie in dunkler Zeit
- 16 *Eric Sutton*
Lektorats-Gutachten zu
Altes Herz geht auf die Reise
(Übersetzung aus dem Engli-
schen von Sabine Koburger)
- 17 *Marcel Brion*
Die Fantasie und der Realis-
mus des Hans Fallada
(Übersetzung aus dem Fran-
zösischen von Karin Hahn)
- 20 *Michael Töteberg*
Altes Herz geht auf die Reise
– Ein Film ohne Premiere
- 24 *Lutz Dettmann*
Altes Herz geht auf die Reise
und *Drei Männer im Schnee* –
Fallada und Kästner, zwei
Werke, zwei Autoren
in Nazideutschland
- 29 *Helmuth Kiesel*
Rezension: *Das Hans-
Fallada-Handbuch*
- 35 *Sabine Koburger*
Neu auf dem Buchmarkt:
Hans Fallada,
*Die RAD-Briefe aus dem
besetzten Frankreich 1943*
- **LITERATUR UND
LITERARISCHES LEBEN**
- 36 *Heinz Schumacher*
Lebenselixier
- 37 *Hermann Weber*
Michail Ossorgin und sein
Roman *Eine Straße in Moskau*
- 42 *Heinz Schumacher*
„Eine erstklassige Schrift-
stellerin zweiter Güte“
– Anmerkungen zu Vicki
Baum und zu ihrem Roman
Vor Rehen wird gewarnt
- 45 *Johannes Schläpfer-Wochner*
Zwei neue Bücher
- **VON UNSEREN PARTNERN**
- 46 *Viola Hess*
Kringel à la Ringel – auf den
Routen des reisenden Artis-
ten Joachim Ringelnatz
- 48 *Pressemitteilung*
Nachschau
Ringelnatz-Sommer
- 50 *Andrea Koschwitz*
Hans Fallada in der Schön-
holzer Heide in Berlin-Pankow
- 51 *Noëlle Waibel-Richard*
Das Erich Kästner Haus für
Literatur stellt sich vor
- 53 *Christian Winterstein*
Sind Elise und Otto Hampel
Helden für Sie?
- **FALLADA-ORTE UND
IHRE GESCHICHTE**
- 57 *Jürgen Hauschke*
„Wie eben alles ein bißchen
Puppenhaus ist.“
Hans Fallada im „Kleine-Leute-
Haus“ von Neuenhagen
- 62 *Dietmar Seifert*
Die private Heilanstalt
Carlsfeld und der frühe
Hans Fallada
- **DIE 31.
HANS-FALLADA-TAGE**
- 65 Ein Rückblick
- **WEITERE RUBRIKEN**
- 74 Wiese (mit Beiträgen
von Stefan Knüppel
und der Redaktion)
- 78 Runde und besondere
Geburtstage von
Mitgliedern der hfg
- 79 Über die Beiträger
- 80 Impressum

Salatgarten – das war für eine kurze
Zeit Hans Falladas Arbeitstitel für
seinen Roman „Wir hatten mal ein
Kind“, der aus vielen verschiedenen
Blüten und Blättern, aus den unter-
schiedlichsten Gewächsen bestehen
sollte.

Liebe Leserinnen und Leser,

im Fokus des *Salatgarten* 2/2022 steht Falladas Roman *Altes Herz geht auf die Reise* (1936). Die märchenhafte Erzählung über einen weltfremden Bibelgelehrten, der seine Studierstube verlässt, um seiner Patentochter zu helfen, hat über Entstehungsgeschichte, Rezeption und Inhalt/Erzählweise hinaus bisher kaum Forschung ausgelöst. Im allgemeinen Verständnis gilt sein Buch als gefällige Unterhaltung, die dem Druck der politischen Verhältnisse im „Dritten Reich“ nachgegeben habe, und mit der Fallada auf leichten Lesestoff ausgewichen sei. Wir bieten eine andere Lesart des Romans an, die davon ausgeht, dass Fallada mit unterschiedlichen Verhüllungsstrategien Zeitkritik in einem auf den ersten Blick unverfänglichen Werk übt.

Was tun, wenn freie Meinungsäußerung nicht mehr möglich ist? Diese Frage bewegte Fallada spätestens seit den Angriffen auf seine beiden Romane *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt* und *Wir hatten mal ein Kind* (beide 1934 erschienen), und sie wurde immer drängender. Eine Antwort gab er seinem Freund und Verleger Ernst Rowohlt: Ausweichen auf sicheres Terrain. Eine andere Überlegung vertraute er seiner Lieblingsschwester Elisabeth an: ein aktuelles Buch schreiben, ohne aktuell zu sein. Würde ihm das gelingen? Und gab es überhaupt ein Publikum für Andeutung und Camouflage? Noch stand eine Mehrheit hinter dem NS-Staat, welcher der deutschen „Volksgemeinschaft“ bei gleichzeitigem staat-

lichen Antisemitismus und Terror gegen die jüdische Bevölkerung „materielle Streicheleinheiten verabreichte“ (Götz Aly).

Fallada konnte sein Dilemma bis zum Zusammenbruch des NS-Staates nicht lösen. Sein Werk sei dadurch beschädigt worden, lesen wir in der Sekundärliteratur. Es ist wohl wahr, die großen gesellschaftskritischen Zeittromane konnte er nicht mehr schreiben. Aber wollen wir wirklich auf die andere Facette seines Erzählens verzichten, auf die er ausweichen musste, auf Bücher wie *Damals bei uns daheim* (1941), *Heute bei uns zu Haus* (1943), auf seine hübschen Kindergeschichten und Märchen? Auch sie sind echter Fallada!

Es mag sein, dass er auch Unerhebliches schrieb, um Geld zu verdienen, und ja, er versuchte, sich mit „Milderungen“ in einzelnen Vorworten aus der Schlinge zu ziehen. Ein Mitläufer war er jedoch nicht. Gegen den herrschenden Zeitgeist hielt er engen Kontakt zu jüdischen Freunden und Regimegegnern. Er ließ sich nicht, wie viele andere Schriftsteller und Intellektuelle, zu Ergebenheitsadressen an die Machthaber hinreißen. „Hans Fallada, du echter Poet, du fleißiger Arbeiter, du unser unermüdlicher Märchenerzähler, eingesponnen in den Film einer unerschöpflichen Fabelwelt[...] ein schreibselig Besessener“, möchte man mit Johannes R. Becher ausrufen, „man sieht deinen zärtlich hingehauchten Satzmelodien nicht an, unter welchen Qualen sie geboren sind.“

Wenn wir am Jahresende auf das Jahr 2022 zurück- und auf das Jahr 2023 vorausblicken, so gibt es wieder viel Neues über unseren Autor zu entdecken. Ein spannendes Jahrbuch über Fallada als Literaturkritiker soll 2023 erscheinen, und ein besonderer Höhepunkt waren in diesem Sommer die Hans-Fallada-Tage, endlich wieder „in Präsenz“, mit den Lesungen, Diskussionen, den wunderbaren Begegnungen der Mitglieder und vielem mehr. Ein großes Dankeschön den Organisatoren und Mitwirkenden! Wir laden Sie herzlich ein, im nächsten Jahr wieder oder endlich einmal dabei zu sein!

Leider bringt es die allgemeine Entwicklung mit sich, dass auch wir Kompromisse machen müssen, wenn auch „nur“ in pragmatischer Hinsicht. So wird der *Salatgarten* ab 2023 nur noch einmal jährlich erscheinen, aber dann, und das ist die gute Nachricht, wie immer in gewohnter Druckqualität.

Im Namen der Redaktion wünsche ich Ihnen und Ihren Lieben gesunde, besinnliche und glückliche Festtage!

Hier ist er also, der *Salatgarten* 2/2022. Möge er Sie erfreuen!

Ihre Salatgärtnerin
Sabine Koburger

Kennen Sie auch diesen Schreck?

Man wird mitten in der Nacht aus dem Schlaf gerissen und weiß nicht warum. Kurzes Grübeln, Blick auf den Wecker. „Oh, doch schon halb sieben. Ach ja, heute ist ja Sonnabend.“ Und dann geht die Schlafzimmertür auf und eine kleine Gestalt steht in der Tür. „Opa, vorlesen!“ Zwei Wörter, die keinen Widerspruch dulden. Ach ja, Nomi ist bei uns. Ein strahlendes Lächeln, funkelnde dunkle Augen. Und schon ist sie in unserem Bett. Keine Gnade, ich bin dran. Gestern hat Oma vorgelesen, heute bin ich wieder Mode. Und der Schreck verwandelt sich in Freude. Vorlesen macht so viel Spaß!

Ich bin mit den Vorlesenachmittagen meines Vaters aufgewachsen. Wir hatten ziemlich spät einen Fernseher in der Familie. Das lag nicht an der Mangelwirtschaft. Nein, meine Großmutter wohnte mit uns im Haus. Dort war der familiäre Treffpunkt, und sie hatte einen Fernseher, sogar mit Converter. (Mit dem konnte man auch die „anderen Sender“ gucken.) Meine Eltern hatten andere Prioritäten in ihrer Freizeit. Da war dieses „Kiekschapp“, wie mein Opa immer sagte, nicht wichtig. Und zu den Prioritäten gehörte eben auch das Lesen. Emil, Pünktchen, die Dige-dags waren meine Helden, die ich dann später, als ich endlich lesen konnte, selbst weiter begleitete. Wir gaben diese Helden an unsere Kinder weiter. Und heute? – „Vorlesen!“ Unsere Enkelmädchen, denn da gibt es noch Mila, sie ist zweieinhalb, ein Jahr jünger als Nomi,

lieben ihre Bücher. Petterson, der etwas schrullige schwedische Bauer und sein Kater Findus, der kleine Maulwurf, das Neinhorn (ein tolles Buch von Marc Uwe Kling, dem Schöpfer der Känguru-chroniken) sind die Helden der Kleinen. Und auch die Bücher ihrer Eltern und Großeltern erleben wieder eine Renaissance. Die Abenteuer von Kater Schnurz oder der schlauren Ameise Ferdinand, auch das Katzenhaus. Dieses Gefühl, wenn ein kleiner Mensch neben einem liegt und gebannt zuhört, ist so schön. Zu erleben, wie dieser kleine Mensch hineintaucht in die Geschichte. Auch mir erging es so. Vor vielen Jahrzehnten. Meine Eltern gaben mir das Gefühl, heute darf ich es weitergeben. Und sehe mich dabei nicht als den märchenvorlesenden Großvater. Obwohl, ich bin ja einer. Auch wenn meine Jeansgröße aus den 90ern passt.

Neulich, ein Riesendisput mit den beiden, als Krönung gemeinsames Weinen. Mila will Paulis Abenteuer mit der Rakete hören, Nomi Petterson und Findus begleiten. Was tun, sprach Zeus? Nach gemeinsamem Heulen saßen beide Mädchen bei mir auf dem Schoß. Ich hatte beide Bücher in den Händen und las seitenweise aus beiden vor – zwei zufriedene Mädchen hörten mir zu. Ein so schönes Gefühl! Viele von Ihnen werden es kennen.

Und wenn Sie keine Enkelkinder haben, denen Sie vorlesen können, greifen sie trotzdem einmal zu den Büchern Ihrer Kindheit. Ich denke,



Sie werden sich erinnern, wie Sie Ihre kleine Bücherwelt entdeckt haben. Und die Vorweihnachtszeit ist ja sowieso die Lesezeit am Kamin, am Ofen oder auf der Couch.

Ich wünsche Ihnen eine schöne Lesezeit (auch mit dem *Salatgarten*) oder Falladas Weihnachtsgeschichten!

Ihr Lutz Dettmann

Laudatio auf Achim Ditzen

anlässlich der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft der Hans-Fallada-Gesellschaft

Lieber Achim,

was ich Dir heute zu sagen habe, wollte ich eigentlich schon am 20. Juli 2019 – als frisch aus dem Amt geschiedene Vorsitzende – loswerden. Aber manchmal kommt es eben anders, als man denkt.

An jenem Tag hatten wir nämlich Mitgliederversammlung und es stand die Wahl des Vorstands an. Du hattest Dich entschlossen, nicht noch einmal zu kandidieren, dies musste ich als damalige Vorsitzende in der Mitgliederversammlung verkünden, denn leider konntest Du in dem Jahr nicht zu den Fallada-Tagen kommen. Deshalb konnten wir Dich auch nicht in der großen Runde der Mitgliederversammlung gebührend aus Deinem Ehrenamt verabschieden. Inzwischen haben wir das im kleinen Kreis und ganz informell und coronakonform nachgeholt, und es freut mich noch immer, dass wir Dich mit unserem Abschiedsgeschenk so richtig schön überraschen konnten.

Allerdings – ein Punkt ist noch offen: an jenem Tag hatte nämlich die Mitgliederversammlung einstimmig beschlossen, Dir, lieber Achim, die Ehrenmitgliedschaft der Hans-Fallada-Gesellschaft zu verleihen. Da wir mit einiger Sicherheit davon ausgehen konnten, dass die Mitglieder dem Antrag dazu zustimmen würden, hatten wir voreuseilend schon mal die Urkunde anfertigen lassen – sie trägt deshalb das Datum 20. Juli 2019. Zur feierlichen Übergabe kam es damals aus genannten Gründen nicht – das holen wir heute nach.

Doch zuvor sollen noch ein paar Sätze gesagt werden.

Manchmal fügen sich die Dinge in einer Weise, wie man sie nicht besser hätte planen können.

Ich weiß noch genau, wie Du mich als damalige Chefredakteurin – ich wollte das Amt abgeben und etwas anderes in der hfg machen – bei den Fallada-Tagen 2004 ansprachst: Du würdest jetzt in den Ruhestand gehen und könntest dann endlich das umsetzen, was Du schon länger vorhabest; nämlich Dich mehr in der hfg zu engagieren. Und da sei es doch quasi ein Wink des Schicksals (naja, vielleicht war Dein Ausdruck doch etwas weniger dramatisch), dass gerade jetzt per Salatgarten-Annonce ein neuer Chefredakteur gesucht werde, denn das sei genau nach Deinem Geschmack.

Für den Vorstand wiederum war dieses Angebot ein Geschenk des Himmels.

Jemand,

- der sich mit Fallada nun wirklich auskennt,
- der sein Berufsleben im Bereich Zeitschriftenherstellung verbracht und Erfahrung mit Druckerzeugnissen hat
- und noch dazu aus der Familie Ditzen kommt!

Was will man mehr?

Also: beschlossen und ernannt, Übergabe gemacht und dann losgelegt, denn der Redaktionsschluss für das nächste Heft nahte schon.

Heraus kam das Heft 2/2004 – mit ersten Neuerungen, weitere sollten in den nächsten Ausgaben

folgen, bis Struktur, Inhalt und Layout so waren, wie Du es Dir vorstelltest.

Ich bin nicht sicher, ob Dir bewusst war, wie viel Arbeit in so einem Heft steckt – jedenfalls hatte sich das mit dem „ruhigen Ruhestand“ damit erledigt. Schlimmer noch: Urlaube und sonstige zeitraubende Aktivitäten mussten sich in den nächsten Jahren nach dem Zeitplan jeder SG-Ausgabe richten, was Deine Frau nicht unbedingt amüsierte.

Und das war noch nicht alles: im Sommer 2005 wurdest Du in den Vorstand gewählt und hast Dich dort eingebracht, verstärkt ab Anfang 2015, nachdem Du die Chefredaktion an Sabine Koburger übergeben hattest. Dazwischen lagen 21 Ausgaben des *Salatgarten*, danach kamen die Mitarbeit an zwei Ausstellungen und zwei hfg-Publikationen, zahlreiche Lesungen auf hfg-Veranstaltungen und etliche Repräsentationstermine für den Verein sowie Gespräche mit Politikern und Honoratioren, bei denen es meistens um Geld ging, hinzu. Und noch vieles mehr, was sich im Einzelnen kaum benennen lässt, in Summe jedoch ein ausgefülltes Vorstandsmandat ergibt.

Dieses Mandat wolltest Du – ich erwähnte es eingangs – im Juli 2019 abgeben. Aus Altersgründen, wie Du sagtest, und weil Du Deine Kräfte auf andere Publikationsideen konzentrieren wolltest, z.B. einen weiteren Band mit Briefen Deines Vaters.

Schweren Herzens ließen wir Dich ziehen, und das auch nur



Patricia Fritsch-Lange während ihrer Rede Foto Winfried Braun

nach Deiner Zusicherung, nach Möglichkeit bei den zukünftigen Vorstandssitzungen als ständiger Gast dabei zu sein, was bisher auch meistens gelungen ist. Daran lag und liegt dem Vorstand sehr viel. Deine Meinung und Dein Rat – als Sohn Hans Falladas und als lebenskluger Mensch – haben Gewicht, gerade auch deshalb, weil Du nie eine Sonderrolle für Dich erwartest, geschweige denn gefordert hast. Aber mit Deiner Lebenserfahrung bringst Du oft die Dinge auf den Punkt, für Dich stand und steht immer die Sache im Vordergrund. Dein Ziel war nie Verklärung – dagegen hättest Du Dich verwahrt –, sondern Ausgewogenheit und Fairness.

Nun ist vielleicht der Eindruck entstanden, dass Deine hfg-Zeit erst 2004 begonnen hätte. Das wäre völlig falsch, denn als Gründungsmitglied warst Du von Anfang an dabei. Wenn auch viele Jahre eher im Hintergrund – hinter Deinem älteren Bruder Uli, was nur zu verständlich ist.

Doch im Laufe der Zeit – ich kann es gar nicht datieren – verschob sich, jedenfalls in meiner Wahrnehmung, dieses Bild. In dem Maße

wie Uli sich aus gesundheitlichen und familiären Gründen zurückzog, rücktest Du nach vorn. Bei Verhandlungen und Vereinbarungen mit der Familie warst auf einmal Du der Ansprechpartner, warst mehr und mehr zu Lesungen bereit und hast Dich stets willig und engagiert für „unseren gemeinsamen guten Zweck“ einspannen lassen.

Für all das – Deinen Einsatz, Deine Zeit, Deine Ideen wie auch Deine Spenden und Schenkungen – möchte sich die Hans-Fallada-Gesellschaft nun bei Dir bedanken. Sie hat deshalb beschlossen, Dir für Dein Wirken zum Wohl unserer Gesellschaft und des Museums die Ehrenmitgliedschaft zu verleihen. Die hfg ist stolz, nun neben Inge Kuhnke auch Dich zu ihren Ehrenmitgliedern zählen zu dürfen.

Ich darf Dir also hiermit die von Joachim Lautenschläger gestaltete Urkunde überreichen – als Zeichen unseres Dankes. Verbunden natürlich mit der Hoffnung auf die noch lange währende Fortsetzung unserer gemeinsamen Arbeit für das Andenken an den Schriftsteller Hans Fallada.

*Patricia Fritsch-Lange
Vorsitzende der
Hans-Fallada-Gesellschaft
von 2005 bis 2019*

In memoriam

Zum Tod des Berliner Bildhauers Michael Klein
(5. November 1943 bis 4. Februar 2022)

ANNA-MARIA WEBER

Mit 78 Jahren starb am 4. Februar 2022 mein Vater, der Bildhauer Michael Klein. Er war noch mit mehreren Aufträgen beschäftigt. Das Porträt eines Freundes, fast fertig in seinem Atelier aufgebaut, der Ton noch feucht. Eine angefangene Schrifttafel für den Anton-Saefkow-Platz vollendet nun ein Kollege.

In Berlin geboren und aufgewachsen, führte Michael Klein über Jahrzehnte ein eigenes Atelier in Berlin-Prenzlauer Berg, später im Atelierhof Alt-Marzahn und zuletzt in Neuenhagen bei Berlin.

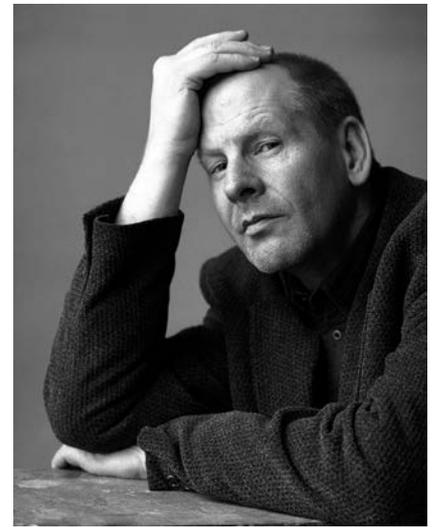
Nach der Lehre zum Holzbildhauer studierte er in den 1960er Jahren Bildhauerei an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee bei Heinrich Drake, Ludwig Engelhardt und Karl-Heinz Schamal.

Die menschliche Gestalt prägt den größten Teil seiner Werke. Seine Modelle fand er im bunten Milieu des Prenzlauer Bergs: die Nachbarin, die Hausbesitzerin, den Sprengmeister, Familienmitglieder, Freunde und Kunstliebhaber. Seine persönlichen Reflexionen und Erfahrungen in der Zeit, seine Begegnungen mit Menschen und der Natur setzte er zu Kunstwerken um. Es entstanden viele Porträts, Torsi, Reliefs, Medaillen und Großplastiken, die im öffentlichen Raum von Berlin zu sehen sind. Die *Debütantin für Friedrich Wilhelm August Fröbel* auf dem Fröbelplatz blickt hoffnungsvoll

gen Alexanderplatz, die Pelikan-Skulptur mit der Gedenktafel zur Hugenotten-Ehrung illustriert Nächstenliebe und Barmherzigkeit im Eingangsbereich der Charité, das Denkmal *Für Bettina und Achim von Arnim* und der Brunnen *Bettinas Bank* auf dem Arnimplatz erzählen von romantischer Leidenschaft und Melancholie.

In den 1990er Jahren zog mein Vater mit seinem Bildhaueratelier nach Neuenhagen und entdeckte den Schriftsteller Hans Fallada für sich. Hans Fallada lebte dort in den 1930er Jahren mit Frau und Kind und schrieb in dieser Zeit seinen berühmten Roman *Kleiner Mann – was nun?*. Wieder war es die Begegnung mit dem unmittelbaren Milieu, welches den Bildhauer Michael Klein anzog und inspirierte. Es entstanden eine lebensgroße Figur Hans Falladas, die auf den Stufen des Theatrons am Neuenhagener Rathaus sitzt, ein Bronzere Relief am ehemaligen Wohnhaus des Schriftstellers sowie eine Gedenkmedaille.

Auf vielen öffentlichen Plätzen und in Kunstsammlungen, wie der Nationalgalerie Berlin, finden sich weitere Skulpturen meines Vaters. Sein bildhauerisches Wissen und seine brillante Beobachtungsgabe spiegeln sich in seinen Werken wider. Sein künstlerischer Werdegang verlief ohne Brüche, authentisch, unverstellt durch Kunstströmungen oder Kunstmarkt. Er hatte noch viel vor.



Porträt Michael Klein

Foto: Armin Herrmann

Fritz Jacobi über Michael Klein

Der Kunsthistoriker und Zeichner Dr. Fritz Jacobi im Juli 2018: „Michael Klein gestaltet Körpergefüge, die wohl bewusst statuarisch aufgebaut sind, aber sehr häufig ein potentes Ausfluchten in den Raum signalisieren, ohne dabei ihre konzentrierte Verdichtung aufzugeben. Wir stehen Skulpturen gegenüber, welche zurückhaltend, aber bestimmt zum Dialog auffordern.“

Die Skulpturen des Berliner Bildhauers leben von der festen Einbindung in einen gerundeten, überwiegend dem Modell nachempfundenen, behutsam vereinfachten Formenkanon. Er hat immer die Nähe zur kubischen Abstraktion im Blick, in der Hand, meidet aber weitgehend eine vordergründige Stereometrie. Die von innen nach außen drängende Plastizität erfüllt seine Volumen mit einer eigenen Spannkraft und erbringt jenen organischen Oberflächenverlauf, der seine Bildwerke mit einer inwendigen Bewegung versieht - kernbezogen, zumeist von einer leichten Verrückung der Achsen geprägt.“

www.michael-klein-skulpturen.de



Debütantin – Fröbel-Ehrung, 1985, Bronze, Höhe 133,5 cm, Standort: Fröbelplatz, Berlin-Prenzlauer Berg
Foto: Armin Herrmann



Bettina und Achim von Arnim, 1997, Bronze, Höhe 287 cm, Standort: Arnimplatz, Berlin-Prenzlauer Berg Foto: Armin Herrmann



Rauchende, 1978, Stuck bemalt, Höhe 53 cm, Besitz: Staatliche Museen Berlin, Nationalgalerie Foto: Armin Herrmann



Relieftafel Hans Fallada / Anna Ditzen, 2017, Bronze, Höhe 100 cm, Fallada-Haus, Falladaring 10, Neuenhagen bei Berlin Foto: Dietrich Graf



Skulptur Hans Fallada, 2012, Bronze, Höhe 150 cm, Standort: Neues Rathaus, Am Rathaus 1, Neuenhagen bei Berlin
Foto: Armin Herrmann



Bettinas Bank – Die Poesie der Dinge, Bronze, 1998, Höhe 105 cm, Standort: Arnimplatz, Berlin-Prenzlauer Berg Foto: Dietrich Graf

... eine wunderbare Serie ist gerissen!

Das Freiwillige Soziale Jahr in der Kultur

Üblicherweise nutzen im zweiten SALATGARTEN des Jahres unsere ehemaligen und neuen FSJ-Ierinnen und FSJ-Ier die Gelegenheit, um sich von unseren Mitgliedern zu verabschieden oder sich ihnen vorzustellen. In diesem Jahr findet diese Tradition leider eine Unterbrechung, da wir bis zum Redaktionsschluss dieses Heftes noch keine Nachfolge für Simon Klumpp gefunden haben. Es gab einige wenige Bewerbungen, aber alle Interessierten hatten auch Angebote in Bereichen, in denen sie ihren späteren Berufswunsch sehen, und gingen dann natürlich in diese Branchen. Der Mangel an guten jungen Leuten zeigt sich leider auch im Freiwilligendienst; das Hans-Fallada-Museum steht (bisher) nicht als einzige museale Einrichtung ohne die so wertvolle Freiwilligenhilfe da! Aber ich bleibe am Ball, und vielleicht finden wir doch noch eine Nachzüglerin oder einen Nachzügler ...

Stefan Knüppel

... Abschied ...

Simon Klumpp

Jetzt, nach einem Jahr FSJ, geht es für mich weiter. Überraschenderweise gar nicht ganz so weit weg. Es geht nach Berlin. Ich werde VWL an der FU Berlin studieren.

Nach 21 Jahren Dorfleben habe ich mich entschlossen, dass ich eine neue Erfahrung machen möchte: die Großstadt. Nach einem Jahr im kleinen ruhigen Carwitz wird das wohl sicher eine richtige Umstellung. Man kann zuverlässig und zu jeder Zeit mit den öffentlichen Verkehrsmitteln fahren, kann Essen jeglicher Art bestellen und sich mit Freunden treffen, ohne zwei Stunden mit dem Auto fahren zu müssen.

Es gibt aber auch einiges, was ich mit Sicherheit vermissen werde. Die vielen Spaziergänge durch die idyllische Feldberger Seenlandschaft, ohne eine Menschenseele zu treffen (na ja, zumindest in der Nebensaison). Die Ruhe und Gelassenheit, welche die Natur auch auf die Menschen überträgt. Und natürlich die Menschen selbst. Ich

habe selten so interessante und inspirierende Menschen getroffen wie in diesem Jahr. Zum einen die zahlreichen Begegnungen mit Ihnen: den (Vorstands-)Mitgliedern der hfg, den Künstlerinnen und Künstlern, die im Museum zu Gast waren. Insbesondere werde ich natürlich das gesamte Museumskollegium vermissen, welches mir über die Zeit sehr ans Herz gewachsen ist und meine Zeit im Museum mit Abstand am meisten bereichert hat.

Natürlich werde ich öfter mal zu Besuch kommen. Von Berlin aus ist es ja nicht weit.

Nach zwei Corona-Jahren konnte ich zu meiner Freude einen weitgehend normalen Museumsbetrieb miterleben. Es gab zum ersten Mal wieder „richtige“ Fallada-Tage und in der Hauptsaison bot „freitags bei Fallada“ viele Höhepunkte. Ich durfte verschiedene Veranstaltungen moderieren und viel Kultur genießen. Die alltägliche Arbeit im Museum wurde nie langweilig,

man hatte immer etwas zu tun und es gab immer etwas zu erleben. Ob das nun eine Filmcrew auf dem Anwesen war oder andere alltägliche Kuriositäten.

Doch auch die Seminare, die Bestandteil des FSJ Kultur sind, haben mir immer Spaß gemacht. In kürzester Zeit schloss ich neue Bekanntschaften und Freundschaften. Außerdem konnte ich auf den Seminaren viel Neues lernen und eigene Erfahrungen teilen.

Jetzt packe ich meine Koffer und begeben mich wieder auf den Weg, doch ich hoffe, dass ich weiterhin mit der Hans-Fallada-Gesellschaft und dem Hans-Fallada-Museum verbunden bleibe. Meinen Teil dazu habe ich beigetragen, indem ich hfg-Mitglied wurde.

Alles in allem war mein FSJ ein sehr ereignisreiches Jahr. Ich blicke zwar ein wenig wehmütig zurück, freue mich aber auch sehr auf die Zukunft.

Neues aus dem Museumsladen

STEFAN KNÜPPEL

Auch seit der letzten Ausgabe des SALATGARTEN konnten wieder neue Titel in den Museumsladen aufgenommen werden. Alle Neuheiten seien hier genannt:

Fallada, Hans: *Wie ich Schriftsteller wurde.* Mit einem Nachwort von Michael Töteberg. Gebunden, Philipp Reclam jun. Verlag GmbH, Ditzingen 2022. (Preis: 10,00 €)

Wieder im Angebot: Hörbuch: Fallada, Hans: *Kleiner Mann – was nun? – Hans Falladas Erfolgsroman von 1932 mit Musik.* Grammophon-Lesung von und mit Jo van Nelsen. Laufzeit: 108 min., zwei CDs. Jede CD-Hülle mit Original-Signatur von Jo van Nelsen. jojo-records, Frankfurt am Main, 2019. (Preis: 16,90 €)

Mit Fallada durch die Feldberger Seenlandschaft, Kalender 2023, herausgegeben von Sabine Lange, Feldberg, 2022. (Preis: 12,90 €)

Weitholz, Arezu: *Beinahe Alaska* (ausgezeichnet mit dem Hans-Fallada-Preis der Stadt Neumünster 2022). Gebundene Ausgabe, mareverlag, Hamburg 2021. (Preis: 20,00 €)

Darüber hinaus bieten wir eine große Zahl antiquarischer Bücher an. Informieren Sie sich bitte! Bücherspenden für den antiquarischen Buchverkauf sind jederzeit willkommen.

„[I]ch habe viel gegrübelt und mir überlegt, wie man ein aktuelles Buch schreibt, ohne es aktuell zu machen.“¹

„Altes Herz geht auf die Reise“ als Utopie in dunkler Zeit



Erstausgabe, Rowohlt 1936, Schutzumschlag Heinz Kiwitz

SABINE KOBURGER

Mitte August 1936 kommt die Buchausgabe des Romans in einer Auflage von 8.000 Exemplaren heraus; vorausgegangen war der Abdruck als Fortsetzungsroman in der *Berliner Illustrierten* von Mitte Februar bis Mitte Mai. „Aber ich höre von allen Seiten, dass ‚Altes Herz geht auf die Reise‘ gut verkauft wird.“, schrieb Fallada im September 1936 erfreut an seinen Verleger.² Die Freude war verständlich, denn der Absatz seiner Bücher hatte aufgrund der ständigen Angriffe der NS-Presse und des ideologischen Drucks auf die Buchhändler seit 1935 besorgniserregend nachgelassen.

Im Januar 1937 stellte Fallada fest: „Der Erfolg vom ‚Alten Herzen‘ ist sicher ganz hübsch (und auch an-

genehm), er kann mich aber nicht dazu bringen, dies mein schwächstes Buch mit freundlicherem Auge anzusehen.“³

Sein „schwächstes Buch“? Das bedarf genauerer Untersuchung. Tatsächlich hatte Fallada bereits im Februar 1935 nach der ersten Niederschrift des Manuskripts seinem Freund Johannes Kagelmacher mitgeteilt: „Sehr gefällt er [der neue Roman, S. K.] mir nicht, ich habe ihn mit zuviel Hemmungen geschrieben, nun muss ich sehen, was sich daraus machen lässt.“ Und weiter im Brief: „Ich fange an, ihn noch einmal ganz umzuarbeiten. Es ist eine kummervolle Arbeit.“ Er beklagt in diesem Zusammenhang: „von allen offiziellen Organen bin ich erledigt worden, auf der Schwarzen Liste, und das Schlimme ist, daß die Leute, die anderer Ansicht sind, es nicht mehr zu sagen wagen.“⁴ Sein Eingeständnis stützt Regina Hartmanns Ausführungen, die in ihrem bemerkenswerten Aufsatz *Not der Zeit – Not der Kunst. Hans Falladas Roman „Altes Herz geht auf die Reise im Fadenkreuz von Zensur und Selbstzensur“* von „Selbstzensur als Präventivmittel“ bei Fallada spricht.⁵

„Zuviel Hemmungen“, das verwundert nicht, wenn man bedenkt, dass Fallada nach den Angriffen der NS-Presse seit dem Erscheinen der Romane *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt* (1934) und *Wir hatten mal ein Kind* (1934) in ständiger

Angst schwebte, zum unerwünschten Autor erklärt zu werden, was einem Publikationsverbot gleichkäme. Ende Juni 1934 heißt es im Briefwechsel mit Rowohlt: „Wenn Sie am Schluß Ihres Briefes vom 27. schreiben: ‚Mir ist seit gut einer Woche mies, ich weiß aber nicht, warum‘, so kann ich nur das gleiche von mir berichten. Es sind die Zeiten, lieber Freund, es sind die Zeiten aller Wahrscheinlichkeit nach.“⁶ Falladas Reaktion auf die Schwierigkeiten, unter NS-Bedingungen zu produzieren, lässt sich aus einem Brief an Rowohlt ablesen, in dem er mitteilt, sich von nun an auf „Geschichten für Kinder, Märchen und Dönekens, Erzählungen“ zu konzentrieren.⁷ Gleichwohl beschäftigt ihn auch eine andere Überlegung, die er seiner Liebblingsschwester Elisabeth anvertraut, nachdem er sich im Herbst 1934 für eine Woche eine Auszeit auf der Insel Hiddensee genommen und über sein neues Buch nachgedacht hatte: „[I]ch habe viel gegrübelt und mir überlegt, wie man ein aktuelles Buch schreibt, ohne es aktuell zu machen.“

Verdecktes Schreiben als Tarnung?

Hatte er womöglich mit *Altes Herz geht auf die Reise* das im Brief erwähnte aktuelle Buch schreiben wollen, „ohne es aktuell zu machen“?

Vieles deutet darauf hin, so die Verlegung der Handlung in das

Nachwort

Die Studien des Professors Gotthold Kitzguß sind nicht auf meinem Acker gewachsen. Ich verdanke sie dem Lebensabriß Johann Albrecht Bengels von Dr. Oscar Wächter (Stuttgart 1865) und der ‚Erklärten Offenbarung Johannis oder vielmehr Jesu Christi. Vor Augen gelegt durch Johann Albrecht Bengel‘ (Stuttgart, 1746).

Mit dieser einen Einschränkung, die sich auch nur auf die Arbeit des Professors Kitzguß, nicht auf seine Person bezieht, sind alle Ereignisse und Personen dieser Geschichte frei erfunden.

Der Verfasser geht mit der Idee um, noch einiges Weitere vom Leben seiner Helden in einem späteren Bande zu berichten.

H. F.

Nachwort Falladas zum Roman, Rowohlt Verlag, 1936 © Hans-Fallada-Museum

Jahr 1912, was zumindest an der Oberfläche auf eine politisch unauffällige Publikation hinweisen soll. Des Weiteren die Wahl des Helden, eines Bibelgelehrten, der 16 Jahre lang an nichts anderem gearbeitet hat als an der Auslegung des prophetischen Buchs des Neuen Testaments, der *Offenbarung des Johannes*, das aufgrund seiner reichen Bildersprache schwer verständlich ist und im Laufe der Jahrhunderte zahlreiche Deutungen erfahren hat.

Den Anstoß für diesen Helden könnte Fallada durch seine Mutter bekommen haben. Sie hatte sich darüber beklagt, dass Geistliche in seinen Werken zu schlecht wegkämen (vgl. *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt* und *Wir hatten mal ein Kind*). Wenig überraschend, war sie doch die Tochter eines evangelischen Pfarrers. Fallada antwortet auf ihre Kritik: „Das will und werde ich noch ändern. Man darf auch nicht ungerecht sein.“⁸ Bereits zwei Monate später bestellte er sich bei seinem Hausverlag Material über Bibelforscher.⁹ Er beschäftigte sich eingehend mit dem Werk des lutherischen Theologen Johann Albrecht Bengel (1687–1752), der als einer der wichtigsten Repräsentanten des Pietis-

mus in Deutschland gilt. Im Juni 1935 schreibt Fallada seiner Mutter: „Übrigens bin ich wirklich gespannt, ob Du, Mutti, mir bestätigen wirst, daß mir die Darstellung eines wirklich frommen Mannes gelungen ist.“¹⁰

Im Nachwort seines Romans weist Fallada explizit darauf hin, dass er sich hinsichtlich der Studien seines Protagonisten an Bengels Lebensabriss sowie seinen theologischen Schriften orientiert habe.

Gemeint ist der 1746 von Bengel vorgelegte Kommentar *Erklärte Offenbarung Johannis*. Es ist durchaus bemerkenswert und wohl kaum ein Zufall, dass Fallada sich gerade auf dieses Trostbuch für Christen bezieht. Die *Offenbarung des Johannes* ist das letzte Buch des Neuen Testaments, auch „Geheime Offenbarung“ genannt, in dem Johannes die Visionen wiedergibt, die er als Verbannter unter Kaiser Domitian (reg. 81–96 n. Chr.) auf der Insel Patmos sehen durfte. Ob es genau diese Insel war, ist in der Forschung umstritten, auch wenn sich dort eine Grotte befindet, in der er seine Visionen einem Schüler diktiert haben soll. Mit Sicherheit hat er aber in einer „lokal begrenzten Unterdrückungssitua-

tion geschrieben, in einem Klima des Antisemitismus“.¹¹ Angesichts der Ausgrenzung der Juden und der Bedrängnis, in der sich die Urchristen befanden, die den Kaiserkult ablehnten, wollte er ein Mahn- und Trostbuch schaffen, um seine Zeitgenossen mit Zuversicht zu erfüllen. Seine Offenbarung gilt über das Zeitgeschichtliche hinaus als trostreiche Botschaft für jede Generation. Im Einzelnen bietet sie viel Rätselvolles, Symbole und Bilder, so dass sie Gelehrte immer wieder zur Auslegung anregt. Das Wort Offenbarung heißt im Griechischen apokalypsis. Es geht darum, Dinge offenbar zu machen, zu enthüllen. Der wichtigste Teil, der sogenannte apokalyptische, beschreibt Bilder der endzeitlichen Katastrophe, den Kampf zwischen Gott und den satanischen Mächten, die in Gestalt furchterregender Tiere eine Schreckensherrschaft ausüben. Die unheimlichen apokalyptischen Reiter bringen Krieg, Mord und Zerstörung. Auf die endgültige Vernichtung Satans folgt die Vision der neuen Welt, des himmlischen Jerusalem, in dem es keine Herren und keine Sklaven mehr geben wird, weder Not noch Streit. Die Schrift zeigt, wie über allem Dunkel und Schwerem, über Unterdrückung und staatlicher Gewalt der Heilratschluss Gottes steht. Die Offenbarung formuliert somit Bilder der Hoffnung für jene Menschen, die in Zeiten persönlicher Anfechtungen ihrem Glauben treu geblieben sind.¹²

Die Aktualität einer solchen Schrift im NS-Staat, der Andersdenkende unterdrückt und verfolgt, eine Schreckensherrschaft ausübt, ist unverkennbar, erschließt sich aber natürlich nur denjenigen Menschen, die entsprechende Bibelkenntnisse haben. Fallada nimmt im Roman dreimal leitmo-

tivisch Bezug auf die theologische Schrift. Gleich zu Beginn seiner Studien teilt Kittguß seinem Studienfreunde im Dorf Unsadel mit: „Unter dem Beistand des Herrn habe ich die Zahl des Tieres gefunden. Dieser apokalyptische Schlüssel ist von Wichtigkeit, denn diejenigen, welche jetzt geboren sind, kommen in wunderbare Zeiten hinein. Auch Du hast Dich darauf gefaßt zu machen, denn Weisheit wird nottun ...“¹³ Kurze Zeit später wird Rosemarie geboren, und der Studienfreund lässt Kittguß als Taufpaten ins Kirchbuch eintragen. Im Roman heißt es dazu: „Es freuten den Freund die wunderbaren Zeiten, denen das Mädchen entgegengehe!“ (S. 8) Zieht man in Betracht, dass Fallada die Handlung der Geschichte ins Jahr 1912 verlegt, so bedeutet das, Rosemarie und ihre Kinder-Freunde mit ihren humanistischen Ideen und ihrem Kampf gegen das Böse sind die Erwachsenen von 1935. Wenn am Ende des Romans ein anderes, besseres Dorf steht, kann man das als Sieg ihrer Gesellschaftsvision über die dunkle Gegenwart des NS-Regimes interpretieren. So sieht das auch Regina Hartmann, sie weist aber in ihrem Aufsatz darauf hin, dass eine weitere Lesart möglich ist, nämlich die, dass die positive Veränderung des Gesellschaftszustandes nun in der „Volksgemeinschaft“ der NS-Diktatur verwirklicht ist. Diese Doppelbödigkeit war möglicherweise von Fallada beabsichtigt und Teil seiner Verhüllungsstrategie, die sich durch den gesamten Roman zieht.

Der zweite Bezug zur *Offenbarung* erscheint auf dem „Schreiblappen“, den „ein Geschöpf, ein Sohn Labans, ein trauriger Bengel“ [gemeint ist Rosemaries geistig behinderter Freund Philipp, S. K.] dem Professor Kittguß in dessen

Studierstube übergibt. „Du hast meinem seligen Vater die wunderbaren Zeiten, in die ich hineingeboren sei, zugesagt – willst Du nicht einmal kommen und nach mir sehen? Es eilt sehr. Matthäus 7,7.“ (S. 15)

Das dritte Mal nimmt Kittguß selbst Bezug auf seine Auslegung der *Offenbarung*, in Verzweiflung über Rosemaries Schicksal und darüber, dass er sie über so viele Jahre über seinen Studien vergessen hat: „Ja, es ist wahr: wunderbare Zeiten habe ich deinem Vater geweissagt, die da kommen würden für dich.“ (S. 41) Das Mädchen erwidert darauf tröstend: „Es ist schon alles gut, Pate. Denn die wunderbaren Zeiten, die du mir versprochen hast und von denen ich immer geträumt habe, kommen nun. Und du hast recht: sie sollen nicht mit Lügen kommen.“ (S. 44) Ganz wie im Märchen erfüllt sich ihre Prophezeiung am Ende des Romans. Fallada gibt dem Leser mit dem märchenhaften, versöhnlichen Schluss die tröstliche Botschaft, derzufolge „der Macht des Bösen ein Ziel gesetzt ist auf dieser Erde, daß am Ende die Werke des Bösen einander auffressen.“ (S. 307) Diese Lesart entspricht sinngemäß der Verkündigung des Johannes; der Leser kann sie auf das NS-Regime und dessen unvermeidlich kommenden Zusammenbruch beziehen. Zwingend ist der Bezug freilich nicht, die Botschaft könnte auch als ganz allgemeine Feststellung gewertet werden, die über Generationen hinweg gültig ist, wie wir sie aus den Märchen kennen. Doppelbödigkeit also auch hier, zumal die Mischung von Märchenhaftem und Realität, die den Roman ausmacht, ebenfalls zur Verhüllung beiträgt.

Eine Mischung von märchenhafter und realistischer Darstellung

Schon der Beginn des Romans: „Es war einmal ein alter Professor namens Gotthold Kittguß“ (S. 7) signalisiert dem Leser, dass er Märchenhaftes erwarten kann. Dieser trotz seiner Gelehrtheit „tumbe“ Held, ein zerstreuter, weltfremder, in die Jahre gekommener Professor, zieht aus seiner Berliner Studierstube aus in die Welt (hier das Dorf Unsadel), muss zahlreiche Abenteuer bestehen und besiegt schließlich mit Hilfe seiner neu gewonnenen Freunde trotz bzw. wegen seiner Sanftheit, Weltfremdheit und Güte das Böse. Auch Rosemarie erscheint bei aller Verortung in der Realität wie eine Figur aus dem Märchen; es ist der „ferne, wie wesenlose, wie unirdische Blick der Augen, die blaugrau waren, ein Blick, der durch die Dinge hindurch zu gehen schien, bis weit, weit hinter diese. [...] von der Mutter, die in einer Märchen- und Wunderwelt gelebt hatte“, der den Professor schon bei der ersten Begegnung für sie einnimmt (S. 43). Fallada verbindet weitere märchenhafte Elemente, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, geschickt mit realistischer Gestaltung des bäuerlichen Lebens.

Unsadel repräsentiert keine Idylle, sondern ist als Dorfgemeinschaft von Missgunst, Neid und dem Kampf aller gegen alle geprägt, wie es Fallada mutmaßlich in Carwitz selbst erleben musste. Eigensucht, Geldgier und ungesundes Streben nach Besitz verhindern ein harmonisches Zusammenleben. „Wie ist es denn jetzt?“, erklärt Rosemarie dem Otsche Gau: „Jeder ist jedes Feind. Ihr Gaus seid mit allen verstritten, Hübners reden nicht mit Strohmeiers, Schulze Gottschalk ist aller

Prügeljunge, die Frauen von Witt und Schluck haben sich gezankt, und seitdem schabernacken die Männer einander, wo es nur geht ...“ (S. 102) Rosemarie kämpft zwar darum, ihren Hof wiederzubekommen, den die Schliekers bewusst herunterwirtschaften, aber darüber hinaus möchte sie eine positive Veränderung des gesellschaftlichen Zusammenlebens erreichen: „Die Schliekers müssen raus aus dem Dorf, das ist die eine Sache, aber das ganze Dorf muß anders werden, das ist die Hauptsache. [...] Wir wollen ein anderes Dorf Unsadel, unser Adel heißt das, und so soll das Dorf auch werden.“ (S. 101). Der Schwur der Kinder „Ich für dich, du für mich, Unsadel blühe ewiglich“, ist ein visionärer Gegenentwurf zu der inhumanen Welt, in der sie leben, wenngleich das noch keine politisch und sozial befriedigende Lösung darstellt.

Betrachtet man die Figuren des Romans, so fällt zum einen auf, dass sie nicht dem Zeitgeist der NS-Diktatur entsprechen: sei es der geistig behinderte Philipp, die epileptische Mali Schlieker, der menschenfreundliche, gutmütige Gendarm und natürlich der Professor selbst; zum anderen fällt auf, dass Fallada manche eindimensional wie im Märchen gestaltet, andere komplex, wie z. B. das Ehepaar Schlieker. Mit den Schliekers, so Regine Hartmann, sei Fallada ein bemerkenswertes Psychogramm von schuldlos Ausgegrenzten gelungen. Ihre Bosheit und Rohheit wird als Folge der Erniedrigung gezeigt, die sie in ihrer Kindheit und Jugend erdulden mussten. Insofern sind sie Täter und Opfer zugleich. Aufschlussreich ist, dass der Erzähler diese Sichtweise über das Vorleben des Ehepaars erst zum Schluss preisgibt. Zunächst erscheinen beide als die Inkarnation

des Bösen, wie Hexe und Teufel. Der schlaue, hinterhältige, grausame Schlieker kann als ein hier noch gemilderter Vorläufer des Dieners Hubert Räder in *Wolf unter Wölfen* oder des Zuhälters Eugen in *Der eiserne Gustav* gesehen werden.

Manche Figuren wiederum scheinen einer Phantasiewelt entsprungen zu sein, wie der dicke Bauer Tamm oder der außerordentlich positiv gezeichnete Amtsrichter, letzterer vielleicht eine freundliche Reverenz gegenüber Falladas Vater, der ebenfalls Richter war.

Diese Mischung aus Märchenhaftem und Realem könnte durchaus ein Teil von Falladas Verhüllungsstrategie sein. Zwei Episoden im Roman sind jedoch kaum verhüllt, ihre Aktualität musste den Lesern seiner Zeit förmlich ins Auge springen: die Verbrennung von Büchern durch das Ehepaar Schlieker. Prof. Kittguß, nachdem er die ehemalige Studierstube seines Freundes betreten hat, ist schockiert vom achtlosen Umgang Schliekers mit der wertvollen Bibliothek des Verstorbenen, und in höchstem Maße entsetzt, als er hört, dass sie diese zum Feueranzünden verwenden. Angesichts des Missbrauchs ruft er aus: „Verbrannt! Der Jakob Böhme zum Feueranmachen verbrannt! [...] Schätze haben Sie vertan und verbrannt.“ (S. 42) Der bedeutende Philosoph und christliche Mystiker Jakob Böhme (so die zeitgenössische Schreibweise, 1575–1624), dessen Werk großen Einfluss auf Philosophen und Dichter späterer Zeiten hatte, wurde zu seinen Lebzeiten als Ketzer von der Kirche verschrien. Er war wegen seines Buches *Morgenröte im Aufgang* (1612) kurzzeitig inhaftiert und erhielt Schreibverbot. Eine zufällige Einfügung Falladas? Wohl kaum. Die Anspielung

auf die Bücherverbrennungen im Mai 1933 ist deutlich. Zwingend ist der Bezug zu dem Ereignis freilich nicht, gleichwohl steht er als eine mögliche Lesart im Raum, wie auch die Episode, als Rosemaries Haus in Flammen aufgeht – die Bilder des Reichstagsbrandes liegen nur zwei Jahre zurück! Die Aktualität wird unterstrichen, wenn Professor Kittguß sich selbst Mut angesichts des brennenden Hauses zuspricht, indem er aus den Psalmen Davids zitiert: „Herr, warum trittst du so ferne, verbirgst dich zur Zeit der Not? Weil der Gottlose Übermut treibt, muß der Elende leiden der gottlose Mund ist voll Fluchens, Falschheit und Trugs, seine Zunge richtet Mühe und Arbeit an. Er sitzt und lauert in den Dörfern; er erwürgt die Unschuldigen heimlich ... Stehe auf Herr; Gott, erhebe deine Hand, vergiß die Elenden nicht.“ (S. 51)

Zeitgenössische Rezeption

Ob die zeitgenössischen Leser Falladas Verhüllungsabsichten und die Doppelbödigkeit der Handlung erkannt haben, wissen wir nicht, die Kritiker jedenfalls haben den Roman als pure Unterhaltung eingeordnet, einen ganz neuen Fallada, und in einem breiten Spektrum von Lob bis Ablehnung (letztere kommt überwiegend von rechtsgerichteten Blättern und der linken Szene der Emigranten) reagiert. Einig sind sich die meisten Rezensenten darin, dass Fallada eine charmante Romanze gelungen sei, brillant erzählt in scharf gestochenen Bildern, mit prallen Figuren. Sie loben die Lust am Fabulieren, die spannende Handlung, den hintergründigen Humor. Felix Riemkasten bringt es auf den Punkt: „Was sich von selbst versteht; niemand schildert solche unentrinnbar echten Bauersmenschen wie Sie. Das Dorf und

die Landschaft werden lebendig, und diese Echtheit erreicht kein anderer.“¹⁴ Der Verlag teilt Fallada mit, dass die Provinzpresse außergewöhnlich positiv zum Roman Stellung genommen habe, dass der Übersetzer der französischen Ausgabe ganz begeistert von dem Buch und dass eine Anfrage aus Connecticut/USA bezüglich einer Schulausgabe gekommen sei.¹⁵ (Das ebenfalls sehr freundliche Gutachten des englischen Übersetzers Eric Sutton, vgl. S. 16)

Die Besprechungen in den ausländischen Blättern, die im Hans-Fallada-Archiv dokumentiert sind, fallen noch freundlicher als die deutschen aus. Niemand sieht die Aporien des Romans, alle werten ihn als hübsche, heitere Geschichte, mit der Fallada eine neue Facette seiner Erzählkunst aufgezeigt habe. Einige wenige Beispiele seien hier stellvertretend genannt:

In der *Times*, London, vom 16. Oktober 1936 ist zu lesen: „Herr Fallada ist ein Meister der Beschreibung von bescheidenen und schlichten Menschen, und er verfügt über eine bemerkenswerte Vielseitigkeit in dem jeweiligen Genre. In seinem neuesten Roman hat er das Milieu von *Kleiner Mann – was nun?*, die Gefängniszustände von *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt* und den schrecklichen Realismus in *Wir hatten mal ein Kind* verlassen und die Welt der Phantasie und Idylle betreten.“¹⁶

Peter Burra schreibt in *The Spectator*, London, einer wöchentlich erscheinenden britischen Zeitschrift für Politik und Kultur: „Hier ist alles vorhanden, was gewohnt liebenswert in deutschen Empfindungen ist, herzerwärmend und unkritisch, der liebe alte Gentleman und seine kleinen Freunde, jeder von ihnen ein Detektiv ex machina. [...] Es ist eine ganz beson-

ders attraktive Erzählung mit ein oder zwei erstklassigen Szenen: der fette Bauer Tamm ist authentisch Brueghel.“¹⁷

In der *Irish Times* vom 7. November 1936 heißt es: „Hans Fallada legt eine charmante Romanze vor, teils phantastisch und teils philosophisch. Ein Professor im Rentenstand, sanft und freundlich, wird in die Rettung seines Patenkindes Rosemarie aus den Fängen ihrer niederträchtigen und geldgierigen Vormünder verwickelt. Da ist Pathos und Humor in der Beschreibung der lebensfremden Anstrengungen des alten Professors, wenn er Rosemarie praktische Ratschläge gibt. Hans Fallada ist ein Deutscher mit einem leichteren Ton, der die Mehrheit seiner Landsleute und englischen Leser (in Eric Suttons Übersetzung) erfreuen wird.“

In *La Nouvelle Revue Critique*, Paris 1937, schreibt F. Closset: „Ein neuer Fallada. Ein neuer deutscher Roman, dem es nicht an Wert fehlt und welcher uns die Abenteuer eines alten Professors erzählt, der am Ende eines mehr als ruhigen Lebens in ein Dorf geführt wird, in dem er außergewöhnliche Abenteuer mit der Jugend erlebt.“

Rezensent V. E. M. in der *Egyptian Gazette*, einer englischsprachigen Tageszeitung aus Kairo: „Hans Fallada erzählt eine bezaubernde Geschichte in einer bezaubernden Art und Weise. ‚Altes Herz geht auf die Reise‘ ist eine unschuldige Geschichte über einfache Menschen, und sie bietet unterhaltsames Lesevergnügen. Da schwebt eine Luft von Phantastischem hindurch, die sich in den Cover-Illustrationen erfreulich widerspiegelt. Es ruft eine Landschaft von Constable oder ein Märchen von Hans Andersen in Erinnerung.“¹⁸

Resümee:

Aus der Aufnahme des Romans durch die zeitgenössische Kritik, die bei Fallada fast durchgängig einen Wandel vom Realistischen zum Romantischen konstatiert, ergibt sich die Frage, ob sein Versuch, ein aktuelles Buch zu schreiben, an übergroßer Vorsicht und seiner Selbstzensur gescheitert ist. Bekanntlich hatte er seit Februar 1935 immer wieder mehrere Umarbeitungen und Milderungen von Textpassagen, die Anstoß erregen könnten, vorgenommen, zuletzt im Februar 1936 bei der Fahnenkorrektur (vgl. dazu die Ausführungen von Alice Hipp im *Hans-Fallada-Handbuch*, S. 353–366 sowie von Regina Hartmann in ihrem bereits erwähnten Aufsatz). Wenn verdeckte Kritik nur noch von einem Kreis Gleichgesinnter verstanden wird, wie Gisela Berglund schreibt,¹⁹ wenn die Verhüllungsstrategien nicht mehr ohne Weiteres für den Großteil der Leser auflösbar sind, darf man bezweifeln, ob Fallada das Schreiben eines „aktuelle[n] Buch[es], ohne es aktuell zu machen“ gelungen ist. Es wäre zumindest eine mögliche Erklärung für seine Enttäuschung und das harte Urteil „mein schwächstes Buch“, denn was die Erzählweise angeht, hat er gegenüber seiner Schwester Elisabeth geäußert, es sei „zweifelsohne besser erzählt als jedes frühere Buch“.²⁰

Im Rückblick erscheint es als folgerichtig und irritierend zugleich, dass im September 1936 gerade dieser auf den ersten Blick harmlose, auf den zweiten unausgegorene Roman zum Anlass genommen wurde, Fallada als unerwünschten Autor zu erklären. Für eine Genehmigung der Publikation im Ausland musste der Verlag der Reichsschrifttumskammer (RSK) die Fahnen vorlegen.

Es kann nicht überraschen, dass der NS-Behörde das Buch suspekt war: Wollte sich hier nicht jemand dem Zeitgeist andienen, ohne ihm zu dienen? Zunächst galt das Verdikt „nur“ für den Vertrieb seiner Werke ins Ausland sowie den Verkauf von Übersetzungs- und Verfilmungsrechten. Damit wäre der Hauptteil seiner Einnahmen entfallen, und, was noch bedrohlicher war: ein völliges Schreibverbot hätte diesem Beschluss folgen können. Im Schreiben der RSK vom 12. September 1936 wird Fallada der Beschluss mitgeteilt. Ob das nur ein Warnschuss sein sollte oder ob die Doppelbödigkeit des Romans doch erkannt wurde, muss offen bleiben. Anfang Dezember 1936 hob die RSK das Verbot ohne jede weitere Begründung auf (zu den vergeblichen Bemühungen des Verlags um die Aufhebung des Verbots und weitere Hintergründe vgl. Sabine Koburger: *Ein Autor und sein Verleger. Hans Fallada und Ernst Rowohlt in Verlags- und Zeithorizonten*, S. 473–486).

- 1 Ditzen an Elisabeth Hörig, 12.10.1934. HFA N 187.
- 2 Ditzen an Rowohlt, 19.9.1936. HFA N 242.
- 3 Ditzen an Rowohlt, 17.1.1937. HFA N 243. – Insgesamt kann man jedoch nicht von einem Erfolg sprechen, denn von der zweiten Auflage wurden nur 3.000 Exemplare verkauft.
- 4 Ebd.
- 5 Vgl. Hartmann, Regina: *Not der Zeit – Not in der Kunst. Hans Falladas Roman Altes Herz geht auf die Reise im Fadenkreuz von Zensur und Selbstzensur*. In: *Zensur und Selbstzensur in der Literatur*. Hg. von Peter Brockmeier und Gerhard R. Kaiser. Würzburg: Königshausen & Neumann 1996, S. 227–240; hier S. 240.
- 6 Rowohlt an Fallada, 31.7.1934. HFA N 240.
- 7 Fallada an Rowohlt, 12.11.1934. HFA N 240.
- 8 Ditzen an seine Eltern, 30.3.1934. HFA N 171.
- 9 Ditzen an H.-M. Ledig, 5.6.1934. HFA N 172.
- 10 Ditzen an seine Eltern. HFA N 172.
- 11 Vgl. Feldmann, Christian. *Glaubenssachen*. In: *NDR Kultur* v. 6.11.2022.
- 12 Vgl. *Die Offenbarung des Johannes*. In: *Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments. Vollständige Ausgabe nach den Grundtexten. Illustriert mit Bildern von Marc Chagall*. Augsburg: Weltbild 1998, S. 279–299.
- 13 Fallada, Hans: *Altes Herz geht auf die Reise*. 4. Aufl., Berlin: Aufbauverlagsgruppe GmbH 2007, S. 8. – Im Folgenden werden die Seitenangaben im Text hinter dem Zitat genannt.
- 14 In: *Nation und Schrifttum*, Eisenach, 5.9.1936.
- 15 *Briefwechsel mit dem Rowohlt Verlag*, 11.12.1936, 12.12.1936 sowie 14.1.1937. HFA N 242 und N 243.
- 16 HFA N 424.
- 17 *The Spectator*, 30. Oktober 1936. HFA N 424.
- 18 V.E.M. *A Charming Tale*. In: *Egyptian Gazette* Nr. 7, 1936.
- 19 Zitiert nach Hartmann, a.a.O., S. 234.
- 20 Ditzen an Elisabeth Hörig, 29.4.1935. HFA N 188.

Lektorats-Gutachten für den Verlag Putnam & Co.

Von Eric Sutton, London, 14. November 1935

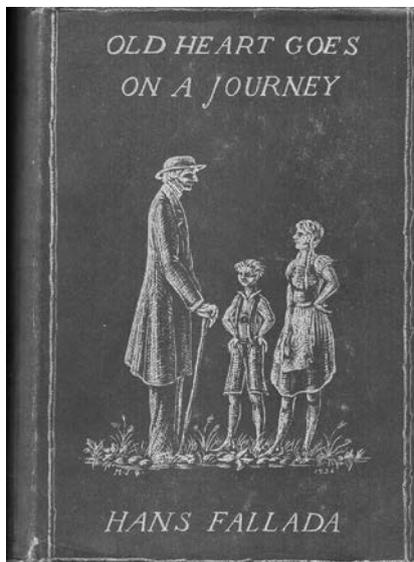
AUS DEM ENGLISCHEN
ÜBERSETZT VON
SABINE KOBURGER

Altes Herz geht auf die Reise von Hans Fallada

Das ist ein bezauberndes Buch. Das Thema ist ein sehr, sehr altes, so alt, sollte ich meinen, wie die Kunst des Erzählens, aber das gereicht ihm nicht zum Nachteil.

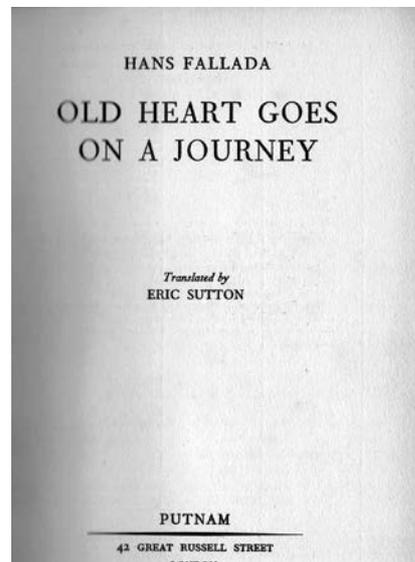
Ein alter Lehrer, der sich in die Schriften der Offenbarung des Johannes vertieft hat, erhält eines Tages von einem merkwürdigen, geistesschwachen Überbringer eine Nachricht von seiner Patentochter, deren Existenz er bei seinen Studien völlig vergessen hatte. Sie sei in großen Schwierigkeiten, so die Nachricht. Der alte Professor erwacht sofort zum Leben und zum Erschrecken seiner besorgten Haushälterin bricht er in die Wildnis von Mecklenburg auf.

Bei seiner Ankunft dort platzt er in eine ländliche Feier hinein, die in Falladas bester Manier beschrieben ist, und findet später seine Patentochter namens Rosemarie. Sie leidet unter der Machtausübung ihres schurkischen Vormundes und dessen Frau, die sich überdies in intriganter Weise in den Besitz des Bauernhofes von Rosemaries verstorbenem Vater gebracht haben. Schon bald wird er in ein Komplott der Kinder des Dorfes verwickelt, die Rosemarie retten wollen. Dann folgen vier verwirrende Tage für den Professor. Er verbringt die Nächte in einem Stall im Wald, wird verhaftet, weil er für ein Frühstück im Gasthof nicht



Die englische Ausgabe zu „Altes Herz geht auf die Reise“ © Hans-Fallada-Archiv

zahlen kann, da er all sein Geld Rosemarie gegeben hat, und wird schließlich von der ortsansässigen Grand Dame [gemeint ist Frau von Wanzka, S. K.] in Obhut genommen – einem maskulinen Typ Frau, den Fallada sehr gut gekannt haben muss –, bis er sich schließlich bei dem lokalen Richter einfindet, der ihn als den anerkennt, der er ist. Es stellt sich heraus, dass der alte Mann seit Jahren nicht mehr als zwei Drittel seines Einkommens verbraucht hat, er besitzt folglich einiges Vermögen; wird in aller Ordnung nach Berlin abkommandiert, um Geld zu holen und seine Patentochter aus der Verfügungsgewalt ihres Verfolgers freizukaufen. Das tut er, und nach den Schwierigkeiten, die so einem Mann wie dem Professor immer begegnen, wenn er es mit materiellen Geschäften zu tun hat, kehrt er zurück und findet Rosemaries Haus in Flammen. Mit der Feuersbrunst endet die düstere Episode.



Im letzten Kapitel ist das Haus wieder aufgebaut, und bei einer Feier, bei der der Professor sehr freundlich den Vorsitz führt, scheint Rosemarie die Chance zu bekommen, sich mit dem charmanten und unternehmenden jungen Arzt zu verbinden, dessen Bekanntschaft wir im Laufe der Geschichte gemacht haben.

Ein zauberhaftes Buch und ein kluges Buch, mit einer Art Märchen-Qualität, die sehr einnehmend ist, und auch an die leichteren Werke von Thomas Hardy erinnert, wie zum Beispiel *Die Liebe der Fancy Day* [engl. *Under the Greenwood Tree*, 1872, S. K.] Es unterscheidet sich natürlich völlig von Falladas anderen Büchern, aber es hat den ganzen Fallada'schen Humor und seine ganze Kraft; er schreibt mit Sicherheit in einer anschaulichen, lebendigen Art und Weise. Da gibt es kaum einen schwachen Satz, und doch ist seine Erzählweise keineswegs

stilisiert. Es ist einfach ein guter, klarer, lebhafter Stil; und einige der Dialoge, besonders wenn der Professor beteiligt ist, sind unvergleichlich anmutig und berührend. Ich sollte hinzufügen, dass im Gegensatz dazu die Figuren des schlimmen Vormundes und seiner epileptischen Frau angemessen grimmige und finstere Gestalten sind.

Den einzigen Fehler, den man dem Buch als Ganzes anlasten könnte, ist der, dass die Erzählung mitunter ein wenig abschweift; aber der Autor könnte gut geltend machen, dass dies durch die Natur des Themas gerechtfertigt ist.

In seiner Art ein kleines Meisterwerk.

Eric Sutton war vor allem Übersetzer, trat aber auch als Autor und Herausgeber hervor. Er übersetzte eine Vielzahl von Werken ins Englische, z. B. von Vicki Baum, Arthur Schnitzler, Arnold Zweig, Jean-Paul Sartre, Louise Morgan, des Weiteren mehrere Werke von Hans Fallada: „Kleiner Mann – was nun?“, „Wer einmal aus dem Blechnapf frißt“, „Wir hatten mal ein Kind“, „Märchen vom Stadtschreiber, der aufs Land flog“.

Die englischen Fallada-Ausgaben erschienen im Verlag Putnam & Co., einem Verlag mit Hauptsitz in New York und einer Zweigstelle in London. Das Verlagshaus brachte, beginnend mit dem „Kleinen Mann“ (übersetzt von Erich Sutton, 1933)

alle folgenden Bücher Falladas als gebundene Ausgaben heraus, als letztes 1940, in Kriegszeiten, den Eisernen Gustav. 1948/49 lehnte der Verlag allerdings „Jeder stirbt für sich allein“ ab. Die erste Publikation, die nach dem Krieg wieder bei Putnam erschien, war der Roman „Der Trinker“ im Jahr 1952.

Rezension

In: Les Nouvelles littéraires, Paris 18. Dezember 1937

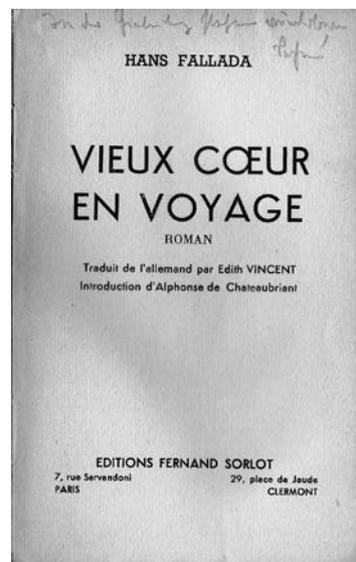
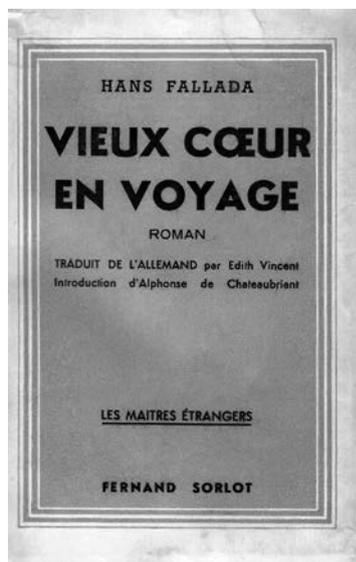
Die Fantasie und der Realismus des Hans Fallada

von Marcel Brion

AUS DEM FRANZÖSISCHEN
ÜBERSETZT VON KARIN HAHN

Die deutschen Worte

In einer kleinen biografischen Notiz, versteckt im Inneren des Umschlags seines letzten Romans, gesteht Herr Fallada seinen Lesern, dass es sein Traum sei, auf seinem kleinen Bauernhof den besten Obst- und den besten Gemüsegarten der ganzen Region zu erschaffen. Ich glaube, dass dieser Wunsch absolut aufrichtig gemeint ist, und dass er nicht heuchelt, wie es zuweilen bei Autoren vorkommt, die das Bedürfnis haben, ihren Büchern und ihrem Schreibtisch zu



Die französische Ausgabe Altes Herz geht auf die Reise. Der Bleistifteintrag auf der Titelseite stammt von Elisabeth Hörig. © Hans-Fallada-Archiv

entweichen, um den Kontakt zur Erde wiederzufinden. Herr Fallada hat verschiedene Tätigkeiten ausgeübt, bevor er sich ausschließlich der Literatur verschrieb – Lokalre-

porter, Handelsvertreter, Inspektor, Rendant. Es hätte nicht viel gefehlt und er hätte die juristische Tradition der Familie fortgesetzt, wenn nicht seine Liebe zur Erde

so stark gewesen wäre. Hier ist also ein Romanautor, der auf dem Lande wohnt, den Boden bearbeitet und der auf sein Gemüse stolzer ist als auf seine Bücher.

Wenn auch die anekdotenhaften Merkwürdigkeiten des Privatlebens eines Schriftstellers nichts mit der Literaturkritik zu tun haben, so ist es doch nützlich für die Beurteilung der Werke, wenn man die Lebensumstände, unter denen sie geschrieben wurden, einbeziehen kann.

Sein Erfolg begann mit dem Roman *Bauern, Bonzen und Bomben* 1931, einer Zeit schwerwiegender Umwälzungen auf dem Lande. Wird man einen neuen Bauernkrieg erleben? Herr Fallada hat als Lokalreporter einen gegen den widerspenstigen Bauernverband angestregten Prozess beobachtet und darüber berichtet, und die daraus resultierenden Erfahrungen führten zu einem starken Buch, farbig und köstlich, welches man zugleich als historisches Dokument lesen kann.

Der zweite Roman wurde in fast alle Sprachen übersetzt, glaube ich. Es ist die Geschichte von einem jungen Mann, der sich in der Weltwirtschaftskrise mit Arbeitslosigkeit, Sorgen und Elend herumschlagen muss: *Kleiner Mann – was nun?* Die französische Übersetzung ist beim Verlag La Nouvelle Revue Française erschienen. Ein Buch von einer berührenden Menschlichkeit und gleichzeitig so unterhaltsam, dass man glaubt, in die Filme von Charlie Chaplin einzutauchen, in denen man abrupt vom Lachen zum Weinen wechselt. Ein Buch, das in seiner großartigen Wirkung an Werke wie z.B. den *Don Quichote* erinnert.

[...] [Der Autor geht im Folgenden auf die Romane *Wir hatten mal ein Kind* und *Wer einmal aus dem*

Blechnapf frißt näher ein, deren realistischen Gehalt und deren Charaktere von universellem Interesse er schätzt. K. H.]

Und ganz plötzlich die Entdeckung eines neuen Aspekts dieses Talent. Ein fantastisches Märchen, wie es die Romantiker lieben, ein wahrhaftiges *Märchen* in der besten Tradition der deutschen Erzähler. Armin und Tieck wären zweifellos angetan von dieser Hexen- und Zauberer-Geschichte, geschrieben mit so viel Ironie und köstlichem Sinn für das bäuerliche Leben, welches Herrn Fallada niemals loslässt. Die Handlung ist so verschoben, wie man es sich nur wünschen kann und von solch goldiger Unwahrscheinlichkeit. Beim Lesen des *Märchen vom Stadtschreiber, der aufs Land flog* fühlt man, wie der Autor bei der Beschreibung der Natur und beim Porträtieren der Bauern immer den Kontakt zum Realen behält – eine Mischung von völlig freier Fantasie und wahrheitsliebender Beobachtung.

Diese sehr persönliche Note des poetischen Realismus, welche sich in Falladas Werk niederschlägt, entwickelt sich meisterhaft in seinem jüngsten Roman, der gerade im Rowohlt Verlag Berlin, seinem Hausverlag, erschienen ist. Es ist eine drollige, ironische Idylle, in der sich ein „altes Herz“ auf eine abenteuerliche Reise begibt. Ein herzerfrischendes, auserlesenes Buch und das am meisten Fallada'sche bisher. Ich meine, dass diese Art, die Landschaften und Geschöpfe zu betrachten, auch diese Art zu erzählen, etwas ganz Neues ist, und dass sie den sehr deutlichen Stempel seiner Persönlichkeit trägt.

In dem Roman *Altes Herz geht auf die Reise* fehlt es nicht an Gelegenheiten, uns zu rühren und zu unterhalten. Es gibt hier einen

alten Professor, welcher bis zur Karikatur der traditionellen Figur des deutschen Gelehrten ähnelt – zerstreut, trotz seiner Belesenheit naiv wie ein Kind, der unerwartet die Natur, den Wald und die Wiesen entdeckt und dann für ein armes Mädchen auf einem Bauernhof zwischen See und Tannenwald seine wissenschaftliche Arbeit, die Kommentare zur Offenbarung des Johannes, aufgibt. Herr Fallada hat aus dem Professor Kittguss eine tolldreiste Figur erschaffen, einen Mann, offensichtlich schon betagt und mit dem Neuen, was er erlebt, scheinbar überfordert. Die Unschuld des Menschen aus der Stadt, ausgeliefert der finsternen, brutalen Schläue der Bauern, kontrariert auf angenehme Art die üblichen Gegebenheiten der dörflichen Idylle.

Aber das Beste an diesem Buch ist die Verschwörung der Kinder des Dorfes gegen das böse Bauern-Ehepaar, das die kleine Rosemarie schlecht behandelt. Kindliche Verschwörungen sind ein in der Literatur recht häufig gebrauchtes Thema. Man findet hier wahrscheinlich eine Art nostalgische Sicht auf die Kindheit. Es gibt einen Roman von Wilhelm Speyer, *Der Kampf der Tertia*, viel weniger bekannt als Kästners *Emil und die Detektive*, der in Frankreich auch durch die Verfilmung populär wurde. Aber unbestreitbar überlegen ist meiner Meinung nach Speyers kürzlich im Querido Verlag publizierter Roman *Zweite Liebe*.

Mit Ausnahmen einiger dörflicher Episoden findet man im *Alten Herz* nichts von diesem bitteren, schmerzvollen Realismus der früheren Romane Falladas. Aber dieses neue Buch ist gerade durch die unerwarteten Blickwinkel interessant, die es uns hinsichtlich der Entwicklung des Schriftstellers

enthüllt, dessen bemerkenswertes Talent genauso viel Sprunghaftigkeit wie Stärke besitzt. Sein Denken und sein Kurs scheinen sich mehr und mehr in Richtung realistisch-idyllischer Interpretation des Lebens zu orientieren.

Die bloße Beobachtung würde nämlich nicht ausreichen, ihm diese Bauertypen zu diktieren, wie z. B. den dicken Bauern Tamm, der sich jedes Jahr wiegen lässt, um den Bedürftigen das Pendant seines Gewichts als Schinken, Würste und Speckseiten zu verteilen. Das Kapitel wird mit der Verve und der Energie eines Rabelais beschrieben, in schneller Bewegung und schalkhaft, ganz ein eigener Fallada. Ich weiß nicht, ob der Autor jemals einen ähnlichen Landwirt getroffen hat, aber dass er ihn geschaffen hat, hebt die tief sinnige Bedeutung und sein Hintergrundwissen vom dörflichen Leben noch besser hervor. Und mehr noch: diese burleske Fantasie, welche sich andauernd in den Realismus der Charaktere und Episoden einmischt, entfesselt burleske Lauen, die durch die Einfachheit seiner Kunst jeder Künstlichkeit entbehren. In dieser Atmosphäre ironischer Idylle suchen wir nicht mehr die absolute Wahrheit des Individuums und seiner Situation, sondern wir akzeptieren die Bedingungen, die der Autor als Postulat stellt, und sind entschlossen, dem Dahinwandern seiner Fantasie überall hin zu folgen, wir begleiten diese umwerfende Komik, ohne einen Moment der Verdrossenheit zu spüren.

Das führt dazu, dass die Handlung mit einer Kraft und Freimütigkeit erzählt wird, die den Leser fesselt. Wir willigen ein in das Spiel, weil dieses Spiel von unendlich seltener und kostbarer Qualität ist, und weil die Einfälle

dieses Schriftstellers eine so wirkungsvolle Überzeugungskraft haben, die man nicht ablehnen kann, ohne auf das Lesevergnügen zu verzichten, auf das Gefühl von Kindheit, welches etwas Wirkliches über die Wirklichkeit erhebt und es feierlich als höchste Wahrheit einsetzt. Warum nicht? Wenn dieser Roman ein Märchen ist, warum nicht unsererseits in das Spiel eintreten und dabei den Willen ganz in die Hände des Spielführers geben. Die Hauptfigur des Werkes ist vor allem von einer Zerstreuung in dem Sinn, was man im 18. Jahrhundert als ein *divertimento* bezeichnet hätte – um von einer musikalischen Form zu sprechen, die sich durch einen unterhaltsamen, heiteren bis tänzerischen Charakter auszeichnet und damals als Tafelmusik oder Freiluftmusik an europäischen Höfen gespielt wurde.

Ich wünschte mir, diese idyllisch-ironische Geschichte wäre eine Zerstreuung auch für den, der es ablehnt, sich zu vergnügen. Alles endet hier gut, genauso wie im Märchen und niemals im Leben; muss man abschließend noch sagen, dass alles fiktiv ist? Doch wenn man einige Episoden genauer untersucht, stellt man fest, dass bäuerliches Leben selten in einer so genauen und objektiven Art und Weise beschrieben wurde. Aber Herr Fallada, der das Land und seine Bewohner so gut kennt, weil er eben nicht nur Schriftsteller, sondern auch Landwirt ist, weiß, dass unter dieser oberflächlichen Realität undurchdringliche Tiefen existieren.

Er hat sie nicht zu weit ausgereizt, die Fähigkeit zum Fantastischen, die das Grundlegende der Erzählung ausmacht und außergewöhnliche Möglichkeiten einschließt. Er macht dabei auf eine ausweichend unbestimmte Art

Anspielungen. Am Ende seines Buches hegt der Leser die Hoffnung, die Figuren in einer neuen Geschichte wiederzusehen. Umso besser! Ich erwarte das mit Ungeduld!

Altes Herz geht auf die Reise – Ein Film ohne Premiere

Neue Dokumente zur Verfilmung von 1938

MICHAEL TÖTEBERG

„Das ist nun bestimmt ein Drehbuch nach dem Herzen des Autors: In nichts haben Sie den Figuren und der Handlung Gewalt angetan, alles ist folgerichtig, alles stimmt“, schrieb Hans Fallada begeistert an den Regisseur Carl Junghans.¹ Mit Skepsis hatte Fallada, dessen bisherige Erfahrungen mit der Filmindustrie wenig erfreulich waren, dem Filmprojekt entgegengesehen: Produzenten, die sich nach Erscheinen von *Altes Herz geht auf die Reise* für die Verfilmung interessiert hatten, hatten sich nicht mehr gemeldet, nachdem die Nazi-Presse eine Kampagne gegen den Roman gefahren hatte. Umso erfreulicher, dass ein gutes Jahr später, mit Vertrag vom 29. Dezember 1937, die UFA die Verfilmungsrechte vom Rowohlt Verlag erwirbt² und die Georg Witt-Film mit der Produktion beauftragt.³

Am 22. Juni 1938 besuchte Junghans zusammen mit Günther Grau, seinem Aufnahmeleiter, Fallada in Carwitz. Man verstand sich gut, unterhielt sich angeregt – Junghans erzählte von seinen Abenteuern in Afrika, wo er den Dokumentarfilm *Fliehende Schatten* gedreht hatte. Karl May war ein anderes Thema, das sie verband: Junghans hatte das Drehbuch zu *Durch die Wüste* geschrieben, eine der ersten Karl-May-Verfilmungen überhaupt. Der eigentliche Grund des Besuchs wurde darüber nicht vergessen: Junghans überreichte



Filmplakat aus der UFA-Mappe

Fallada sein Drehbuch zu *Altes Herz geht auf die Reise*; in rund drei Wochen sollten die Dreharbeiten vor Ort in Carwitz beginnen.

Fallada las gleich anderntags den Text und schrieb Junghans den eingangs zitierten, bisher unbe-

kannten Brief. „Das gefällt mir ausgezeichnet: Ich habe nichts auszusetzen!“ Fallada war geradezu euphorisch. Der folgende Absatz war verhaltener: „Freilich verstehe ich, was gestern Herr Grau sagte, nun auch besser: für den, der das

Buch – und Ihre Auffassung über den humorigen Grundzug – nicht kennt, ich meine meinen Roman, für den ist es eben nur ein Skelett, viel Handlung, das Fleisch, das Leben fehlt noch. Aber mit einiger Phantasie kann man sich sehr genau vorstellen, was dies werden kann. Nämlich etwas sehr Gutes, Lebendiges, bestimmt auch Wirkungsvolles.“

Es sei zwar nur eine Kleinigkeit, eigentlich ganz unwichtig, aber er wollte es doch ansprechen: „Auf Seite 168 würde ich Rosemarie nicht vor einer ‚Blödenanstalt‘ stehen lassen, vielleicht nur vor einer Anstalt oder auch vor einem Krankenhaus, das genügt vollkommen.“ Das war ein im „Dritten Reich“ tabuisiertes Thema, Fallada hatte den Angriff auf sein Buch in der *Deutschen Volksgesundheit* nicht vergessen. Der zweite Punkt war dramaturgischer Natur und der Logik der Handlung geschuldet, wobei deutlich wird, wie sorgfältig Fallada das Drehbuch gelesen hatte. „Bei Einstellung 650: der Professor wird Schlieker nicht strafend ansehen, denn er hat natürlich keine Ahnung, was der ihm für Geld gibt.“ Auch würde er von den Aufregungen um den Brand vollkommen absorbiert. „Rosemarie muss mit einem Wort erklären, was das für Geld ist. (Wodurch sie gewissermaßen auch den Rückzug Schliekers deckt, was ich für richtig halten würde.)“

Sie hatten auch über die Bibelforscher gesprochen, und so legte Fallada, verbunden mit der Bitte um gelegentliche Rückgabe, noch Lektüre bei: die *Erklärte Offenbarung Johannis* sowie ein Buch über das Leben des schwäbischen Pietisten Johann Albrecht Bengel (1687-1752). „Das ‚Leben‘ ist unergiebig, aber in der Offenbarung stehen herrliche Dinge“.

„Tausend Dank für Ihren Besuch“, schloss Falladas Brief. „Wir haben uns heute früh noch gewaltig an Ihren afrikanischen Reiseabenteuern erfreut, und meine Frau und ich sind in Konkurrenz getreten, das Rhino gut nachzumachen, damit es auch bei unsern Haustöchtern wirkt.“ Wenn Junghans wieder in Carwitz ist, sollte er sich doch bitte melden.

In Berlin liefen währenddessen die Vorbereitungen auf Hochtouren. In der Vorstandssitzung der UFA vom 13. Juni 1938 erläuterte Herr Mahlow die Kalkulation. „Die Herstellungskosten belaufen sich bei 19 Atelier-Drehtagen und 21 Tagen Außenaufnahmen auf RM 520.000,- einschließlich Produzenten-Unkosten. Der Vorstand genehmigt die Kalkulation.“⁴ Das Drehbuch, von dem Fallada so angetan gewesen war, stieß dagegen auf Vorbehalte, und Felix Lützkendorf wurde mit der Bearbeitung beauftragt. Der war ein Routinier, ein im „Dritten Reich“ (und später in der Bundesrepublik) viel beschäftigter Drehbuchautor. Und ein strammer Nazi, Mitglied der Partei und der SS. „Blut und Boden in den ganzen Dialogen“, fand Junghans in der Lützkendorf-Fassung seines Drehbuchs, „alles überschwänglich und idealisiert“.⁵ Fallada entging nicht, dass es „zwischen dem Regisseur und der Dramaturgie nun doch noch Schwierigkeiten gegeben [hat], und es soll nun eine wesentlich vom Buch abweichende Fassung gedreht werden.“ Die Änderungen seien „fürchterlicher Kohl“, schrieb er am 3. Juli der Mutter. Zwei Wochen später erfuhr Schwester Margarete (Dete): „Das Drehbuch sah erst sehr gut aus, ist dann aber völlig umgebaut und nach unseren Begriffen, auch des Regisseurs Junghans, ein vollkommener Mist geworden.“



Eugen Klöpfer als Professor Kittguß © HFA



Helga Marold als Rosemarie © HFA



Dreharbeiten in Carwitz 1938 © HFA



Dreharbeiten Carwitz 1938, 2. v. l. Lehrer Schwoch © HFA

Aber der Mann hat gute Absichten mit der hiesigen Landschaft, und da sie wirklich unerschöpfliche Möglichkeiten bietet, kann es vielleicht doch noch etwas Gutes werden!“⁶

In Carwitz wird gedreht: Das ist nicht nur für das Dorf eine Sensation, sondern lässt sich auch für die PR großartig ausschlachten. Die Presse ist vor Ort und begleitet die Dreharbeiten. „Ganz Feldberg“,

notiert Fallada, „ist nur noch eine Dependance der UFA“. Bildreportagen erscheinen in den Zeitschriften, der *Film-Kurier* (ein täglich erscheinendes Branchenblatt) berichtet mehrfach. In einer aufwändig gestalteten Mappe stellt die UFA in einer Mappe mit Plakaten den Kinobetreibern die neuen Filme des Programms 1938/39 vor, auch *Das alte Herz geht auf die Reise* ist darunter. Von Werbung versteht die UFA etwas.

Am 19. Dezember, vier Monate nach dem Ende der Arbeiten in Carwitz, erfährt die Schwester: „Am ‚Alten Herz‘ drehen sie immer noch, machen Ergänzungsaufnahmen und schneiden, schneiden, schneiden, da der Film viel zu lang ist. Irgendwann wird er dann ja wohl auch mal fertig werden, oder auch nicht, beim Film weiß man nie.“⁷ Den Grund ahnt er nicht: Junghans hatte sich nicht an



Dreharbeiten in Carwitz 1938 © HFA

die Vorgaben gehalten, sondern Seite für Seite sein Drehbuch verfilmt, das Lützkendorf'sche Elaborat schlichtweg ignoriert. Das ließ sich die UFA nicht gefallen: Junghans musste eine Gerichtsszene nachdrehen (bei ihm war, wie im Roman, Bienert straffrei ausgegangen, doch er musste für die Brandstiftung verurteilt werden).

Der Film stieß beim Propagandaministerium auf Ablehnung. „Langweilig und unverständlich“, befand Goebbels in seinem Tagebuch.⁸ „Der fertige Film wurde Hitler vorgeführt und während der erste Teil mit einem großen Waldspaziergang des Pastors Begeisterung bei ihm entfachte, stieß der zweite Teil mit dem epileptischen Anfall auf seinen tobenden Widerspruch.“⁹ Der renitente Regisseur – es war nicht das erste Mal, dass er in Konflikt mit der NS-Kulturbürokratie geriet – verließ schnellstens Deutschland und ging in die Emigration. Die UFA hatte einen Film, der die Zensur nicht passierte, man unternahm noch einen Rettungsversuch im Schneiderraum. Junghans: „Wichtige kleine Szenen sind nach meiner Flucht der Schere des Produzenten zum Opfer gefallen: Der Amtsrichter tätschelt

halb unbewusst dem Mädchen den Hintern. Die Frau stößt beim epileptischen Anfall [...] das Brotmesser in den Tisch, etc.“¹⁰

Es half alles nichts. Auf ihrer Sitzung am 4. März 1939 kamen die Herren des UFA-Vorstands zu dem Ergebnis, dass „eine Änderung des Filmes nach den Wünschen des Prop. Min. nicht möglich ist, da dies einer Neuherstellung gleich kommen würde“.¹¹ Es wurde beschlossen, den Film nicht herauszubringen. Die Kosten, mehr als eine halbe Million Mark – der Nachdreh führte zur Überschreitung des Budgets, der Endstand belief sich auf RM 570.474 – mussten abgeschrieben werden.¹²

Nach 1945, nun mit dem Nimbus eines von den Nazis verbotenen Films versehen, kommt der Film doch noch in die Kinos. Seine Uraufführung erlebt *Altes Herz geht auf die Reise* 1947 in Los Angeles; ein New Yorker Verleih nimmt ihn in sein Programm. Die deutsche Erstausführung organisiert das Filmforum der Volkshochschule Düsseldorf; bei der Vorführung am 15. November 1974 ist Junghans anwesend. „Späte Heimkehr eines deutschen Films“ titelt die Presse.¹³

Altes Herz geht auf die Reise

Regie: Carl Junghans

Drehbuch: Carl Junghans, Felix Lützkendorf

Kamera: Herbert Körner

Ton: Carl-Erich Kroschke

Musik: Werner Egk, Franz R. Friedl

Darsteller: Eugen Klöpfer, Gerhard Bienert, Helga Marold, Maly Delschaft, Jaspar von Oertzen, Karl Kuhlmann, Fritz Hube, Hans Richter, Ernst Legal, Wolfgang Kieling u. a.

Produktion: Georg Witt-Film für die UFA

Drehzeit: 20. Juli bis Ende August 1938 in Carwitz, Feldberg, Berlin-Gatow (Außenaufnahmen), September in Babelsberg (UFA-Atelier)

Länge: 91 Min.

Verboten im Dezember 1938

- 1 Rudolf Ditzen an Carl Junghans, 23.6.1938. Die Kenntnis dieses Briefes sowie weiterer Materialien aus dem Privatarchiv Junghans verdanke ich Thomas Tode, Hamburg.
- 2 Schreiben der Universum-Film Aktiengesellschaft an Herbert Tretzack, 9.5.1950 (Rowohlt-Verlagsarchiv).
- 3 Schreiben der Georg Witt-Film GmbH an Herbert Tretzack, 27.5.1950 (Rowohlt-Verlagsarchiv).
- 4 Bundesarchiv, Aktenbestand Universum Film AG, R 109 I/1033 b.
- 5 Junghans, zit. bei Kraft Wetzel / Peter A. Hagemann: „Zensur – Verbotene deutsche Filme 1933-1945“. Berlin 1978, S. 27.
- 6 Hans Fallada: Ohne Euch wäre ich aufgegessen. Geschwisterbriefe. Berlin 2018, S. 224.
- 7 Ebd., S. 235.
- 8 Joseph Goebbels: Die Tagebücher, Teil 1, Bd. 6. München 1998, S. 250.
- 9 Carl Junghans, Brief vom 1.2.1966, Archiv Eva Junghans.
- 10 Ders., Brief vom 20.8.1974, ebd.
- 11 Bundesarchiv, Aktenbestand Universum Film AG, R 109 I/1033 b.
- 12 Schreiben von Max Winkler an Reichsminister Goebbels, 27.10.1939, Bundesarchiv, R 55 / 776.
- 13 Heiko R. Blum: Späte Heimkehr eines deutschen Films. In: Mannheimer Morgen, 16.12.1974. – 1978 läuft der Film in der Retrospektive der Berlinale und kommt im selben Jahr auch ins Fernsehen (III. Programm Südwest, 27.9.1978).

Altes Herz geht auf die Reise und Drei Männer im Schnee

Hans Fallada und Erich Kästner, zwei Werke, zwei Autoren in Nazideutschland

LUTZ DETTMANN

Vorspann: Erich Kästner

Drei Monate regieren die Nationalsozialisten in Deutschland und haben das demokratische Deutschland der Weimarer Republik bereits in eine Diktatur verwandelt. Die Gewerkschaften sind verboten, Kommunisten, Sozialdemokraten werden gejagt. Anfang April wird ein Boykott gegen jüdische Kaufleute und Gewerbetreibende inszeniert, die Länder werden gleichgeschaltet. Joseph Goebbels, Propagandaminister, inszeniert ein Autodafé, das bis heute nicht vergessen worden ist. Am 10. Mai nachmittags herrscht reges Treiben auf dem Platz vor der Berliner Staatsoper: Scheinwerfer, Kameras werden aufgestellt. Nur wenige Stunden später werden die Bücher der fortschrittlichen deutschen Schriftsteller, unter ihnen viele jüdische Autoren, brennen. Die namhaftesten „Schädlinge“, 21 Autoren, werden namentlich aufgerufen. „Gegen Dekadenz und moralischen Verfall! Für Zucht und Sitte in Familie und Staat! Ich übergebe den Flammen die Schriften von Heinrich Mann, Ernst Glaeser und Erich Kästner!“¹ Letztgenannter steht in der gaffenden Menge. Wie vor den Kopf geschlagen, hört er seinen Namen, wird dann von einer Schauspielerin erkannt und entfernt sich unauffällig.

Kästner zählte am Ende der Weimarer Republik zu den bekanntesten deutschen Autoren. Mit seinen Wochengedichten in der von Leo-

pold Schwarzschild herausgegebenen Wochenzeitung *Montag Morgen*, stellte sich Kästner seit 1927 als kritischer Beobachter des deutschen Alltags dem Publikum vor. Seine politischen Verse zeigten die linke Haltung des Autors, der sich wie Kurt Tucholsky als Mahner sah. Auf Anregung von Edith Jacobson schrieb Kästner *Emil und die Detektive* und profilierte sich auch als Kinderbuchautor. Mit seinem Gedichtband *Herz auf Taille* erreichte er deutschlandweite Aufmerksamkeit. Weitere Kinderbücher erschienen. Doch Kästner blieb der linke politische Autor, schrieb für Kabarets, Gedichtbände sollten folgen. Kurzer Exkurs: *Ein Mann gibt Auskunft* (1930), Kästners dritter Gedichtband, wurde von Hans Fallada in *Die Literatur* ausführlich besprochen.

Bis 1933 war Erich Kästner schriftstellerisch und politisch sehr aktiv. Immer wieder warnte er vor dem Nationalsozialismus, kritisierte das Kapital. Ein Beispiel ist sein Pamphlet *Ganz rechts zu singen*, im September 1930 in der *Weltbühne* erschienen: „Wir brauchen kein Brot, und nur eins ist not: Die nationale Ehre! Wir brauchen wieder den Heldentod und schwere Maschinengewehre.“² Der 1931 erschienene Roman *Fabian* spiegelt Kästners Weltanschauung und seine ethische Haltung wider. Der Roman ist noch heute aktuell. „Ein unmoralisches Buch von höchster Moral.“³ schrieb Peter Flamm im *Berliner Tageblatt*. Mehrere Übersetzungen folgten, *Fabian* wurde bis



Porträt des jungen Erich Kästner
© Lutz Rößiger

1933 von den Kritikern in Deutschland heftig diskutiert. Im selben Jahr erschien eine Übersetzung in der Sowjetunion. Dort wurde das Buch mit Falladas *Kleinem Mann* gleichgesetzt, weil es ebenfalls den sozialen Abstieg des Protagonisten zeigt. Kästners politisches Engagement wuchs bis 1933. Er trat vor Arbeitslosen auf, war aktiv in der *Liga für Menschenrechte*. In der Anthologie *Dreißig neue Erzähler des neuen Deutschland*, von Wieland Herzfelde 1932 herausgebracht, waren allein von Kästner vier Gedichtbände, fünf Kinderbücher, ein Roman enthalten.

Schreiben im „Dritten Reich“

Am 27. Februar 1933, als der Reichstag brannte, hielt sich Kästner in Zürich auf. Trotz Warnungen von Emigranten trat er die Rückreise nach Deutschland an. „Ich bin ein Deutscher aus Dresden

in Sachsen. Mich läßt die Heimat nicht fort. Ich bin wie ein Baum, der – in Deutschland gewachsen – wenn's sein muß, in Deutschland verdorrt.“⁴

Hermann Kesten erinnerte sich später, dass Kästner seine Mutter nicht allein lassen wollte und er als Augenzeuge den Roman der Nazidiktatur zu schreiben gedachte. Kästners sehr enge Bindung zu seiner Mutter ist bekannt, den Roman hat er leider nicht geschrieben. Freunde emigrierten, verschwanden in Zuchthäusern und KZs. Kästner blieb, nahm noch an der Generalversammlung des PEN-Clubs teil, saß zwischen SA-Uniformen und wurde entgeistert angestarrt. Innerhalb von zehn Minuten wurde ein neuer NS-Vorstand gewählt. Man ließ ihn gehen ... Seine Bücher wurden aus den Bibliotheken entfernt. Doch ein Publikationsverbot gab es noch nicht. Die Luft wurde jedoch dünn für Kästner.

Im September, Kästner wollte Geld von der Bank holen, teilte man ihm mit, dass seine Konten gesperrt seien. Unmittelbar danach wurde er verhaftet, man beschuldigte ihn des Landesverrats. Kästner konnte die Beschuldigungen entkräften. Doch ihm war klar, dass er sich literarisch neu ordnen musste, um in Deutschland weiter publizieren zu können. Hier könnte man eine lange Liste nennen. Nur einige Autoren, wie Hans Fallada, Marie Luise Kaschnitz, Ernst Barlach oder Ricarda Huch und Bernhard Kellermann sollen genannt werden. Kästner war einer der „privilegierten“ verbotenen Autoren. Wohl, weil er Devisenbringer für den Fiskus war, durfte er nach dem Erscheinungsverbot in Deutschland weiter im Ausland veröffentlichen. Zwischen 1933 und 1938 erschienen sieben

Bücher, neben anderen *Das fliegende Klassenzimmer* und *Drei Männer im Schnee*.

Hans Fallada: Schreiben im „Dritten Reich“

Seitenweise über Hans Fallada literarische Rolle in den Spätjahren der Weimarer Republik zu schreiben, wäre wie Eulen nach Athen zu tragen, denn die Leser des *Salatgarten* sind Fallada-Kenner. Darum hier nur einige Streiflichter: Mit seinem Roman *Bauern, Bonzen und Bomben* hatte Hans Fallada gezeigt, dass er wie Erich Kästner, Alfred Döblin und Erik Reger ein genauer Beobachter der Weimarer Republik war. *Kleiner Mann – was nun?*, erschienen im Krisenjahr 1932, schilderte wie wohl kein zweiter Roman die Situation des Kleinbürgertums. Über dem Proletariat stehend, trotzdem ausgebeutet, gleitet der Protagonist Pinneberg, nur kleiner Verkäufer in der Männermodeabteilung eines Kaufhauses, in die große Masse der an den Rand Gedrängten ab. Ebenso ergeht es Kästners promoviertem Jacob Fabian. Doch anders als Pinneberg findet Fabian kein privates Glück. Kästners Roman endet ohne Happy End.

Kleiner Mann – was nun? wurde ein Welterfolg. Die humanistische Botschaft, die der Roman transportiert, entging natürlich auch den Nationalsozialisten nicht. Im Januar 1933 weilte Fallada in Berlin, arbeitet als Co-Autor am Drehbuch seines Bestsellers, bis zu vierzehn Stunden hält er sich in den Ateliers der Europa-Filmgesellschaft auf, streitet um Szenen, denn aus dem kritischen Roman scheint ein Kolportagefilm zu werden. Natürlich bemerkt Fallada die Veränderungen in der Stadt. Horden von Braunhemden durchziehen Berlin, singen ihre Kampflieder

vom „spritzenden Judenblut“, Nazifahnen werden mit dem Hitlergruß begrüßt. Fallada äußerte sich Jahre später zu diesen Tagen. Seine Bücher brennen nicht auf dem Opernplatz. Noch laufen Fortsetzungen seines *Kleinen Mannes* in zahlreichen Provinzzeitungen. Er schreibt im ländlichen Berkenbrück an seinem Roman *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt*, fühlt sich hier sicher. Doch die Idylle wird Ostern 1933 zerbrochen. Er wird verhaftet, man wirft ihm eine „Verschwörung gegen die Person des Führers“ vor. Elf Tage ist er im Amtsgefängnis Fürstenwalde inhaftiert. Rowohlt kann ihn mit Hilfe seiner Anwälte wieder freibekommen. Fallada ist gewarnt. Als am 13. März 1934 der Roman erscheint, enthält er ein Vorwort, in dem der Autor die Idee eines humanistischen Strafvollzugs, die er in der Romanhandlung vertritt, widerruft. Inzwischen hat er sich nach Carwitz zurückgezogen. Fern der Hauptstadt hofft er, hier in Ruhe schreiben zu können. Ein Jahr Nationalsozialismus hat das Land inzwischen vollends in eine Diktatur verwandelt. Auch der Buchhandel ist „gleichgeschaltet“ worden. Die Verkaufszahlen des Erfolgsautors stagnieren, gehen zurück. Die ersten Reaktionen sind überwiegend positiv, doch dann greift ihn die NS-Kritik an. Will Vesper droht dem Buchhandel, dieses Buch nicht durch Werbung o. ä. zu fördern, Hellmuth Langenbucher bezeichnet Falladas *Blechnapf* als „gassenhauerischen Naturalismus“ und verrißt ihn. Ebenso ergeht es Hans Fallada mit *Wir hatten malein Kind*, auch 1934 erschienen. Im Oktober 1934 geht ein Schreiben des Propagandaministeriums an die zuständigen Landesministerien, in dem gefordert wird, Fallada Roman *Kleiner Mann – was nun?*

aus den Sortimenten der Leihbüchereien entfernen zu lassen. Anfang 1935 beträgt der Umsatz seiner Bücher lediglich noch ein Fünftel der Vorjahre. Um literarisch zu überleben, muss Fallada neue, ihm nicht genehme Wege gehen, sich auf unpolitisches Terrain begeben, (vermeintliche) Kolportageromane schreiben. Zwischen Ende November 1934 und Februar 1935 beginnt er mit der Arbeit an seinem Roman *Altes Herz geht auf die Reise*. Der genaue Beginn der Arbeit an dem Roman ist nicht bekannt.

Drei Männer im Schnee –
Entstehungsgeschichte, Inhalt

Im Herbst 1934 erschien im *Börsenblatt des Deutschen Buchhandels* eine ganzseitige Anzeige, die Kästners neues Buch bewarb. Nur wenige Stunden später erhielt die Leitung der *Deutschen Verlagsanstalt* das erneute Verbot, Kästner in ihr Buchprogramm zu nehmen.

Den Hintergrund für Kästners Roman bildete ein Erlebnis des Autors: 1925 plante er seinen ersten größeren Urlaub. Ziel war ein Berg-

hotel in den Alpen. Kästner, damals kein vermöglicher Mann, wurde an diesem Ort sehr unfreundlich behandelt, sah man ihm doch an, dass seine Trinkgelder nicht gerade üppig ausfallen würden. Aus diesem Erlebnis entwickelte er einen Stoff, den er der Filmgesellschaft Metro-Goldwyn-Mayer (MGM) anbot. Tatsächlich kam der Film 1933 in die amerikanischen Kinos und wurde auch in einigen europäischen Ländern gezeigt. Der Verlag konnte davon ausgehen, dass das Buch ein Erfolg und auch in Gnadenden von der NS-Kritik aufgenommen werden wird. Die Geschichte: Zufällig gewinnt ein Millionär sein selbst ausgeschriebenes Preisausschreiben – zehn Tage in einem luxuriösen Alpenhotel – und fährt als Herr Schulze im billigen Zwirn, nicht als Geheimrat, in die luxuriöse Unterkunft, um einmal ein Leben als „Otto Normalverbraucher“ zu führen und zu spüren, wie man als solcher behandelt wird. Doktor Hagedorn, ein arbeitsloser Akademiker, gewinnt den zweiten Preis, eben auch einen Aufenthalt im Hotel, wird für den millionenschweren Geheimrat gehalten und kann sich vor den Avancen des Personals und der weiblichen Gäste kaum retten, während der Millionär in einer zugigen Dachkammer Quartier nehmen muss und zu Arbeiten herangezogen wird. Eine typische Verwechslungskomödie, geschaffen wie für die Bühne. Zum Ende löst sich dann alles in Wohlgefallen auf. Der junge Akademiker ist mit Herrn Schulze, seinem zukünftigen Schwiegervater, befreundet, gewinnt die Tochter seines Freundes zur Frau, die die Verwechslungskomödie auf ihrem Gewissen hat, denn sie hat dem Personal mitgeteilt, dass ihr Vater als armer Mann getarnt, in dem Hotel er-

scheinen wird. Ende gut, alles gut ... Das Paar liebt sich. Doktor Hagedorn, ein akademischer „Hans im Glück“! Ein modernes Märchen.

Altes Herz geht auf die Reise

Spätestens nach dem Erscheinen von *Wir hatten mal ein Kind* war Fallada klar geworden, dass Konzessionen gegenüber den Vertretern der nationalsozialistischen Literatur- und Kulturpolitik keine Lösung für ein nahezu ungestörtes literarisches Schaffen waren. Hatte Falladas letzter Roman noch zeitgeschichtliche Verbindungen bis fast in die Gegenwart, so zog er sich mit seinem neuen Roman in die Vergangenheit zurück und vermied jegliche politische Richtung, um nicht angegriffen zu werden, auch wenn er sich dabei nicht wohl fühlte.

Die Handlung spielt in Unsadel, kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Rosemarie Thürke, eine sechzehnjährige Vollwaise, lebt auf dem elterlichen Bauernhof, der von dem Ehepaar Schlieker, die ihre Pflegeeltern sind, geführt wird. Schliekers schikanieren das Kind, wirtschaften bewusst den Hof herunter. Rosemarie sieht keinen Ausweg und lässt ihrem Patenonkel Professor Gotthold Kittguß, einem etwas weltfremden, pensionierten Religionslehrer und Theologen, einen Hilferuf zukommen. Und der macht sich auf, um das Kind zu retten. Rosemarie, die die Dorfjungend, die ihr helfen wird, anführt – ähnlich Kästners Berliner „Kinderbande“ aus *Emil und die Detektive*, und der Professor stellen sich dem Bösen in Gestalt des Ehepaars Schlieker. Kittguß scheint fast ein Heiliger zu sein, ist vom Glauben an das Gute, an Gerechtigkeit beseelt. Im Laufe der Handlung unterstützen der junge Dorfarzt



Cover einer frühen Ausgabe
 © Erich-Kästner-Museum für Literatur

Kimmknirsch und Amtsgerichtsrat Schulz die beiden. Eine wichtige Rolle spielt auch die Gemeinschaft der Dorfkinder, die anders als die Erwachsenen agieren wollen. Sie sehen sich als Gemeinschaft, in der jeder für jeden da und gleich ist. So ist auch der geistig zurückgebliebene Philipp gleichwertiges Mitglied der Gemeinschaft. Gemeinsam gehen sie gegen die Schliekers vor. Ähnlich handelt auch die Kindergruppe in Ehm Welks Roman *Die Heiden von Kummerow* (1937 bei Ullstein erschienen), die den bösen Müller bekämpft, der den Dorfhirten Krischan vertreiben will.

Doch die Kinder in Falladas Roman werden die Schliekers nicht vertreiben, denn Rosemarie erkennt durch ihren Patenonkel, dass Gewalt kein Mittel ist. Sie verlässt den Hof, kehrt aber zurück. Schliekers Ehefrau, von der Idee besessen, dass das Mädchen ihr böses Schicksal ist und sie alle Verbindungen zu ihr abbrechen muss, setzt den Bauernhof in Brand. Die Schliekers ziehen fort. Und auch hier ein Happy End: Der Hof wird wieder aufgebaut, Rosemarie findet ihr Glück beim jungen Landarzt Kimmknirsch.

Drei Männer im Schnee und *Altes Herz geht auf die Reise* – Ein Vergleich

Es fällt mir schwer, beide Romane miteinander zu vergleichen, obwohl, oder besser, weil sie so verschieden sind. Denn Kästner und Fallada hatten völlig andere Ziele, als sie mit dem Schreiben begannen, trotzdem beide einen unverfänglichen Text schaffen wollten. Das ist beiden gelungen.

„Es war einmal...“. So beginnt Falladas Roman. Ein Märchen? Nein, nicht im herkömmlichen Sinn. Zwar geht es hier um den Kampf

des Guten gegen das Böse, aber der aufmerksame Leser erkennt zu viele Bezüge zur Gegenwart der Jahre 1933/34: da werden Bücher verbrannt, ein Haus brennt, ein debiler Knecht wird besonders schikaniert. Geoffrey Wilkes zitiert in seiner Arbeit verschiedene Textstellen des Romans und interpretiert aus ihnen versteckte Gleichnisse zur Diktatur des „Dritten Reiches“, interpretiert auch so den Sieg des Guten (Wahrheit, Gerechtigkeit, Menschenwürde) über das Böse (Lüge, Gewalt, Ausgrenzung – Zeichen jeder Diktatur).⁷ Diejenigen, die sich hier auflehnen, ein gottesfürchtiger Professor, ein debiler Knecht und ein junges Mädchen mit seinen Freunden, also Menschen, die ihre Menschlichkeit und ihren Gerechtigkeitssinn nicht verloren haben, wurden im „Dritten Reich“ verfolgt. Fallada bricht mit der Schwarzweißzeichnung, nur gut, nur böse, die typisch für Märchenhandlungen ist. Ab der Mitte des Romans arbeitet er mit Rückblenden. So schildert er die Kindheit und Jugend der Schliekers, liefert eine Begründung für deren schlechte Charakterzüge, stellt sie somit nicht nur als böse, sondern auch als Opfer dar. In Märchen findet sich diese Technik nicht. Die Handlung wird von Bibelzitat, die sich auf die jeweilige Sequenz beziehen, begleitet. Sie zeigen dem Leser vorab, dass die Geschichte gut enden, das Gute über das Böse siegen wird. Die Figuren werden viel komplexer als in einem Märchen dargestellt.

Kästner zeigt sich in *Drei Männer im Schnee* als leichtfüßiger Autor, der einen spannenden Text schreiben kann. Geschickt verschiebt er die Figuren, arbeitet mit Situationskomik und schlagfertigen Dialogen und Bonmots. So schil-

dert er das Zwiegespräch eines sächsischen Ehepaars, welches von den Gästen und dem Personal belauscht wird. „Die sächsische Mundart eignet sich bekanntlich wie keine zweite zum Austausch lieblicher Gefühle. Sogar Jonny, der Barmixer, verlor die Selbstbeherrschung. [...] Wenn man unsere deutsche Sprache mit einem Gebäude vergleichen wollte“, meinte Hagedorn, „so könnte man sagen, in Sachsen habe es durchs Dach geregnet.“⁸ Das sächsische Ehepaar macht sich dann später über die „phonetische Impertinenz“ der holländischen Sprache lustig. Auffallend sind die starken Frauengestalten: Frau Kunkel, die Gesellschafterin Toblers, die resolut und kratzbürstig ihren Arbeitgeber beschützt, Hilde, die Tochter des Geheimrates. Besonders liebevoll wird das Bild der Mutter Hagedorns gezeichnet. Kästner setzt hier seiner Mutter, wie in anderen seiner Werke (z. B. in *Emil und die Detektive*), ein literarisches Denkmal. Wie ein Bühnenstück ist dieses Buch auch aufgebaut. Einzelne Akte führen den Leser, keine Rückblenden. Die Handlung gewinnt an Dynamik, ein Finale, nämlich die Abrechnung von Herrn Schulze/Tobler mit dem Hotelpersonal, deren Strafe, dann das Happy End. Geheimrat Tobler, der grundständige Millionär und Arbeitgeber regelt alles. Und alle sind zufrieden und glücklich, jedenfalls die positiven Charaktere. Die Bösen werden bestraft – fast wie im Märchen. Der Reiz an dieser an sich banalen Story: Kästners schwungvoller, anmutiger Erzählstil. Die Geschichte kommt leicht daher, ohne trivial zu wirken, erzeugt Bilder im Hirn. Kopfkino, fast wie im Kino.

Kästners Buch liest sich spannend, keine Frage. Aber über dieser Spannung liegt das Gefühl: alles wird gut enden. Man fiebert nicht mit, sondern amüsiert sich über die Niederlagen, die Verwicklungen, die herrlichen Dialoge. Selbst die Bösen haben in Kästners Buch noch lustige Seiten. Bei Fallada nicht. Der Leser stellt schnell fest, wenn er beide Bücher miteinander vergleicht, dass Falladas *Altes Herz geht auf die Reise* viel vielschichtiger ist, dass die Handlungsstränge nicht so vorhersehbar sind wie in Kästners *Drei Männer im Schnee*. Das liegt aber nicht am Können Kästners, sondern daran, dass er quasi das Buch zum Film (eine Verwechslungskomödie!) schrieb. Die Handlung war so zum großen Teil schon vorgegeben. Die damaligen Leser werden eine Nähe zur Filmvorlage erwartet haben. Für Kästner wird dieser Roman, für mich mehr eine Komödie, schnell verdientes Geld gewesen sein.

Ein kurzer Blick auf die Rezeption

Auf die Rezeption zu beiden Büchern und die Geschichte der Verfilmungen (Kästners Buch wurde dreimal verfilmt.) ausführlich einzugehen, würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Mit *Drei Männer im Schnee* erreichte Kästner eine starke internationale Resonanz. Noch 1934 konnte die *Deutsche Verlagsanstalt* Rechte an neun ausländische Verlage verkaufen. Rezensionen finden sich, verständlich, nicht in der deutschen Presse. Allerdings war die Anzeige im *Börsenblatt des deutschen Buchhandels* auch im Ausland nicht unbemerkt geblieben. Klaus Mann, der verspätet das Blatt erhalten hatte, resümierte im *Neuen Tage-Buch* „Jetzt kündigt die *Deutsche Verlagsanstalt* einen neuen Roman von Erich

Kästner an: *Drei Männer im Schnee*. Sie beginnt mit der beruhigenden Feststellung: ‚nach seiner Sturm- und-Drang-Periode entwickelt sich Kästner immer mehr zum Humoristen großen Stils.‘ – dann ist ja alles in Ordnung, gerade so was braucht man im Dritten Reich.“¹ Kästners Roman erlebte noch zwei weitere Verfilmungen: 1955 durch Kurt Hoffmann; Paul Dahlke, Günther Lüders und Nicole Heesters spielten die Hauptrollen. Erich Kästner agierte als unsichtbarer Erzähler. 1974 erfolgte eine Neuverfilmung. Die Regie übernahm Alfred Vohrer, in den Hauptrollen Klaus Schwarzkopf, Elisabeth Volkmann, Grit Boettcher – und Roberto Blanco erhielt eine Nebenrolle als Titus.

Altes Herz geht auf die Reise wurde kein Publikumserfolg. Bis 1945 erreichte das Buch bei Rowohlt lediglich zwei Auflagen (11.000 Bücher). Ein Grund dafür war sicherlich der massive Angriff der NS-Literaturkritik auf das Buch und den Autor. Allerdings erlebten andere Romane Falladas, die massiv angegriffen wurden, weitaus höhere Auflagen. Andererseits: Auch wenn Fallada selbst seinen Roman als schwaches Buch bezeichnete, konnte Rowohlt bereits 1936 acht Auslandsrechte vergeben.

Ende 1937 verkaufte Rowohlt die Filmrechte für *Altes Herz geht auf die Reise* an die UFA. Regie führte Carl Junghans, gedreht wurde in Teilen ab Juli 1938 auch in Carwitz, Mitte Oktober desselben Jahres wurden die Dreharbeiten abgeschlossen. Die Uraufführung wurde für Januar 1939 geplant. Doch Anfang 1939 war der Film von der Prüfstelle immer noch nicht freigegeben. Junghans hatte geforderte Drehbuchänderungen nicht befolgt. Hitler solle, so berichtete Junghans 1965, bei der

Szene, die den epileptischen Anfall Schliekers Frau zeigt, getobt haben. Daraufhin wurde der Film verboten. Kurz darauf emigrierte Junghans in die USA – in der Tasche den Film. Dort fand 1947 die Premiere statt.

1987 legte das Filmunternehmen DEFA für das Fernsehen der DDR eine Neuverfilmung vor. In den Hauptrollen spielten Horst Schulze, Erwin Berner und Gabriele Geißler.

- 1 Wulf, Joseph: *Kultur im Dritten Reich*, Bd. 2 *Literatur und Dichtung im Dritten Reich*. Frankfurt/Main und Berlin: Ullstein 1989, S. 49.
- 2 Bemann, Helga: *Humor auf Taille*. Berlin: Verlag der Nation 1983, S. 210.
- 3 Enderle, Luiselotte: *Erich Kästner. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag 1966*, S. 58.
- 4 Bemann, Helga: a.a.O., S. 283.
- 5 Fallada, Hans: *Ewig auf der Rutschbahn. Briefwechsel mit dem Rowohlt Verlag. Reinbek bei Hamburg 2008*, S. 178.
- 6 Fallada, Hans: *Altes Herz geht auf die Reise*. Berlin 1936: Rowohlt Verlag, S. 91.
- 7 Wilkes, Geoffrey: *Innere Emigration und innere Grenzen. Altes Herz geht auf die Reise*. In: *Hans-Fallada-Jahrbuch Nr. 4. Neubrandenburg, federchen Verlag 2003*, S. 193ff.
- 8 Kästner, Erich: *Drei Männer im Schnee*. Zürich: Rascher Verlag 1956, S. 87.
- 9 Bemann, Helga: a.a.O., S. 305.

Rezension: *Das Hans-Fallada-Handbuch*

HELMUTH KIESEL

Der Romancier Hans Fallada hat in den letzten zwei Jahrzehnten eine überraschende, erstaunlich große und anhaltende Aufmerksamkeit auf sich gezogen.¹ Dies begann mit dem Erscheinen der französischen Übersetzung von *Jeder stirbt für sich allein* im Jahr 2002, die rasch in hohen Zahlen verkauft wurde, eine Übersetzung ins Englische (2009) nach sich zog und damit eine „Fallada-Renaissance“ insbesondere in Großbritannien, Israel und in den Vereinigten Staaten von Amerika einleitete. Diese griff um 2010 auch auf Deutschland über: Im Frühjahr 2011 stand *Jeder stirbt für sich allein* auf der Bestseller-Liste des *Spiegel* und wurde von maßgeblichen Literaturkritikern rühmend besprochen. Gleichzeitig wurden die biografische und literaturwissenschaftliche Darstellung und Erörterung von Leben und Werk intensiviert.

Die als Standardwerk geltende Fallada-Biografie von Jenny Williams, die 1998 in englischer Sprache und 2002 in deutscher Übersetzung erschienen war, erfuhr 2011 eine neue, „aktualisierte und erweiterte Auflage“.² Wohl aus Anlass von Falladas siebzigstem Todestag erschienen 2017 zwei weitere umfangreiche Biographien von André Uzulis³ und Peter Walther,⁴ die das Bild, das Williams gezeichnet hatte, mit neuen Dokumenten aus Falladas Nachlass in Details ergänzten, ohne es wesentlich zu erweitern oder zu verändern.⁵ Die Unterschiede sind eher im darstellerischen Duktus als in der Sache zu sehen. Alle drei berichten quellennah, lassen

Empathie und kritische Distanz gleichermaßen walten und sehen erfreulicherweise davon ab, Falladas spektakuläre Vita mit ihren kaum fassbaren Exzessen verschiedener Art nach einem bestimmten Modell erklären zu wollen. Stattdessen werden viele Momente benannt, die dauerhaft prägend wirkten oder modifizierend hinzutreten und jedenfalls aufschlussreich sind, so etwa Falladas Bericht über die jugendliche Lektüre der Gerichtsakten seines Vaters: „[...] mich interessierte nicht so sehr das Juristische wie das Menschliche in ihnen. Mit klopfendem Herzen las ich die Vernehmungsprotokolle des Untersuchungsrichters, eines nach dem andern, in denen der Beschuldigte leugnet, Ausflüchte macht, seine Unschuld beteuert. Bis dann schließlich mit einem Protokoll, meist ganz überraschend, das Geständnis der Wahrheit hervorbricht, noch eingeschränkt durch Entschuldigungen, von Lügen verbrämt, aber doch endlich die Wahrheit –!“⁶ Darin zeigt sich vielleicht am besten der mitfühlende Blick, mit dem Fallada seine immerzu irgendwie in der Klemme befindlichen Zeitgenossen betrachtete und beschrieb.

Seit 1993 gab es vereinzelte Hans-Fallada-Konferenzen, die von der Hans-Fallada-Gesellschaft in Zusammenarbeit mit anderen Institutionen veranstaltet wurden und werden.⁷ Hinzu traten 2004 eine Reihe von Fallada-Symposien des Internationalen Hans-Fallada-Forums.⁸ Die Ergebnisse beider Reihen⁹ wurden in Tagungsbänden publiziert und erwiesen sich für die weitere wissenschaftliche Erschließung von Falladas Werk

als außerordentlich anregend; dies gilt insbesondere für die Aufsätze von Carsten Gansel über Falladas Experimentieren mit modernen Erzählweisen um 1925,¹⁰ von Karl Prümm über Falladas filmischen Blick,¹¹ von Jörg Schönert über Falladas „Lebensläufe nach abfallender Linie“¹² und von Michael Titzmann über Falladas Grenzverschiebungen weg von der „Normativität“ hin zur „Normalität“.¹³ Mit dem Erscheinen des *Hans-Fallada-Handbuchs* im Jahr 2017 hat die „Fallada-Renaissance“, zu der alle diese editorischen, biografischen und literaturwissenschaftlichen Leistungen beigetragen haben, einen eindrucksvollen Höhepunkt erreicht. Dieses Handbuch, das auf der Basis einer „unübersichtlichen und für große Teile seines Œuvres desolaten Forschungslage“ (XII) entstand, ist eine rundum bewundernswürdige Leistung, die allen Informationsbedürfnissen genügt und für die weitere Beschäftigung mit Falladas Werk eine neue und unüberschätzbar gute, breite und systematisch aufgefächerte, informationen- und aspektreiche Plattform bietet.

Das *Hans-Fallada-Handbuch* ist in sechs Teile untergliedert: Teil I behandelt in einem ersten Kapitel (S. 1–61) „Fallada in seiner Zeit“ und bietet Unterkapitel zur Vita (speziell auch im „Dritten Reich“) und zu Autoren, Verlegern und Briefpartnern. Ein zweites Kapitel (S. 61–156) widmet sich dann in konturierender Absicht der Entfaltung des Werks in den literarhistorischen und diskursiven Kontexten der 1920er bis 1940er Jahre, wobei der Blick vor allem auf die damals zur Verfügung stehenden Schreib-

muster und die Publikationsbedingungen gelenkt wird. Diese rahmenbildende Betrachtung wird zu Beginn von Teil II mit einem Kapitel zu „übergreifenden Aspekten“ wie Poetologie, Vorwort-Politik, Namensgebung und populärem Schreiben fortgesetzt (S. 157–223). Zusammen ergeben diese Kapitel – allesamt von Experten geschrieben, die zum Teil (genannt seien Ralf Schnell, Julian Preece, Walter Delabar, Gustav Frank, Stefan Scherer) seit langem auf diesem Gebiet Pionierarbeit geleistet haben – eine Art Geschichte der literarischen Moderne zwischen 1920 und 1950, die naturgemäß zwar immer um Fallada kreist, aber doch auch vergleichende Blicke auf andere Autoren wirft und dadurch allgemeinere Bedeutung gewinnt.

Der große Rest von Teil II (S. 223–490) widmet sich dann den einzelnen Werken, die nicht nach einem strengen Schema, aber doch nach einem gewissen Grundmuster abgehandelt werden. In leicht variierender, allemal aber übersichtlicher Form werden Informationen über Entstehung, Überlieferungs- und Publikationsformen, Auflagenhöhen, Komposition, Erzählweise, Inhalt, Leitmotive, ideologische Aspekte, zeitgenössische Kritik und spätere Rezeption geboten – Informationen, die sowohl umsichtige Recherchen als auch gründliche Textanalysen zur Voraussetzung haben. Die einzelnen Werke oder Werkgruppen werden vorzüglich profiliert; Kontinuitäten – etwa die Tendenz zum polyperspektivischen, sozial breiten und moralisch und politisch nicht festgelegten Erzählen – werden ebenso gut sichtbar wie die Besonderheiten der einzelnen Werke. Auch dass Fallada sich mit seiner Darstellungsweise „zwischen alle Stühle“ (S. 493) setzte

und deswegen immer wieder falsch eingeordnet und zu Unrecht kritisiert wurde, wird sichtbar und verständlich. Nur zu Falladas Gefängnistagebuch *In meinem fremden Land*, das Julian Preece „zu den bedeutendsten Zeitdokumenten“ zählt, „die über das Leben im Dritten Reich berichten“ (S. 56), gibt es kein eigenes Kapitel; es bleibt bei einer kurzen Charakterisierung (S. 58 f.) und einigen beiläufigen Erwähnungen. Sollten die Herausgeber der Meinung gewesen sein, dass dieses selbstgefällige und geschwätzige Buch, das vom Leben im „Dritten Reich“ nach Art eines Schelmenromans redet, viel mehr nicht verdient hat?

Teil III (S. 491–571) umreißt Falladas Wirkung, wobei nicht nur die Buchpublikationen, sondern auch die Verfilmungen, Hörspiele, Bühnenfassungen und Lesungen berücksichtigt werden. Dem folgen eine Zeittafel (S. 573–579), für die man als Benutzer dankbar ist, und eine differenziert aufgemachte Bibliografie (S. 581–726: Werke, Bearbeitungen, Rezensionen und Forschungsliteratur zu den einzelnen Werken), schließlich Werk- und Personenregister.

Alle Kapitel wirken gleichermaßen sorgfältig, solide und instruktiv. Forschungsergebnisse, eigene analytisch-interpretatorische Befunde und weiterführende Überlegungen werden in konzentrierter Form geboten. Dass es zu Doppelungen kommt (etwa in der Darstellung von Falladas „Umbruch“ um 1925, S. 83 ff., 120 f. und 251 ff.) ist auf die differenzierte Untergliederung in selbstständige Kapitel zurückzuführen und des informativen Mehrwerts wegen hinzunehmen. Ein Benutzer des Handbuchs, der, wie der Rezensent, zwar ein Fallada-Leser, aber kein Fallada-Experte ist, wird durch die

Lektüre reich beschenkt, und dies in Dimensionen, die über Fallada weit hinausreichen und die Entwicklung der literarischen Moderne insgesamt betreffen! Dies liegt nicht zuletzt an der Hauptthese dieses Buches, die ebenfalls weit über Fallada hinauszielt und Wichtiges zum Bild der literarischen Moderne beiträgt, auch wenn das Moderne-Konzept, das damit entfaltet wird, kritisch zu überdenken ist.

Fallada erscheint in diesem Handbuch vorzugsweise „als populärer Autor der Synthetischen Moderne“ – so die Überschrift eines resümierenden Kapitels aus der Feder der beiden Herausgeber Gustav Frank und Stefan Scherer (S. 208), eine Formel, die mehrfach wiederholt wird und auch Beiträge anderer Autoren grundiert. Gemeint ist damit, dass Fallada sich um die Mitte der 1920er Jahre von der elitären und avantgardistischen Hochliteratur abwandte und mit der Wahl neuer Sujets auch eine neue Schreibweise entwickelte, die als repräsentativ für die literarische Moderne nach der Mitte der 1920er Jahre gelten dürfe und ihre weitere Entwicklung in der Zeit nach 1945 stark mitgeprägt habe. Statt der Lebenskrisen der elitären Helden der frühen Moderne nahm Fallada den Alltag der kleinen Leute mit all den materiellen Nöten und moralischen Irritationen, die aus der krisengeschüttelten Zwischenkriegszeit resultierten, in den Blick und entwickelte dafür in Abkehr von den avantgardistischen Formexperimenten eine sozial hochgradig empathische und – prima facie – realistisch wirkende Darstellungsweise mit einem hohen sozialen „Anmutungspotential“ (vgl. bes. S. 127 ff. und 189 f.). Literarische Schulung an den großen

Erzählern des Realismus und Naturalismus, aber auch an modernen ausländischen Autoren wie William Faulkner, Sinclair Lewis und Ernest Hemingway trug dazu bei (vgl. bes. S. 210), ebenso aber auch der Film, mit dem sich Fallada 1929 und 1930 als Rezensent intensiv beschäftigte. Diese Erzählweise als Realisation der Neuen Sachlichkeit zu betrachten, reicht nicht aus, sagen die Herausgeber; auch der damals aufkommende Magische Realismus mischte sich stärker ein, als bisher gesehen (S. 215). Aus dem Zusammenwirken aller dieser Faktoren entstand jener „spezifische Sound, der Facetten des Lebens in Ausdrücken des Alltäglichen und Menschlichen (psychischer Verfasstheiten wie sinnlicher Wahrnehmungen) verspricht [...] Fallada entwickelt darin einen Sinn für das Soziale in einem Erzählen, das unmittelbar evident zu machen weiß, wie Menschen in bestimmten Situationen funktionieren, kalkulieren, wahrnehmen, einsehen und fühlen, und wie sich das anfühlt, dass und was sie kalkulieren, wahrnehmen, bemerken und fühlen“ (S. 181). Und: „Fallada ist in der Lage, die emotionale Wirkung von Dingen, Sachverhalten und Situationen auf Figuren zu versprechen, ohne dass sich die erzählerische Vermittlung dabei allzu spürbar geltend macht. Die Einfachheit und Verständlichkeit dieses Erzählens ist dabei ebenso Garant des Erfolgs wie die emotionale Verdichtung, die als vertraute Reaktion in einer Sprache der Ergriffenheit der Figuren, einer ‚Art Familiensprache‘ durch Kosenamen und Diminutive (‚Junge‘, ‚Jungchen‘), selbst sofort anrührt“ (S. 187). Dies als simpel, vor- oder unmodern abzutun, sei verfehlt; die Verfasser beteuern, dass Falladas Erzählen auch da, wo

es „auf Erzähltraditionen des späten 19. Jahrhunderts“ rekurriert, „durch und durch von den Erzählkonventionen der literarischen Moderne infiltriert“ sei (S. 184). Gelegentlich ist dann sogar von Montageeffekten die Rede, fast im gleichen Atemzug aber auch von der „Kohäsion der dargestellten Welt und Kohärenz ihrer Darstellung“ (S. 383), was aber das Gegenteil von Montage ist, die ja gerade auf Kohärenz- und Kohäsionssprengung aus ist. Mit anderen Worten: Fallada, der zweifellos ein von der Natur in höchstem Maß begnadeter Erzähler war, wird hier ein bisschen moderner gemacht, als er war und sein wollte. So außerordentlich seine Erzählkunst auch in technischer Hinsicht ist – die irritierenden und zugleich anregenden, den Leser zum Konstrukteur machenden Effekte der groß- und kleinformatischen Montagen, mit denen wir in *Berlin Alexanderplatz*, im dritten Teil der *Schlafwandler* oder auch in der *Dreigroschenoper* konfrontiert werden, finden wir bei Fallada nicht.

Die Herausgeber des *Fallada-Handbuchs* bleiben aber bei der Kennzeichnung Falladas als Vertreter einer Erzählkunst, die sowohl traditionalistisch als auch modern anmutet, nicht stehen. Vielmehr machen sie ihn zum Exponenten jener „Synthetischen Moderne“, die sie schon 2005 und 2011 ins Gespräch brachten,¹⁴ und propagieren mit ihm nun eine Neugliederung der literarischen Moderne, die von den bisher gepflegten Betrachtungsweisen abweicht. Meist sprach man ja bisher – mit leicht variierenden Bezeichnungen – von drei Phasen der literarischen Moderne: von einer frühen, programmatischen oder emphatischen Moderne nach der Proklamation der Moderne im Jahr

1887; von einer avantgardistischen Moderne ab etwa 1910; von der klassischen Moderne der 1920er Jahre, die nach der Unterbrechung durch die NS-Zeit erneuert und fortgeführt worden sei. Da mir der Begriff „klassische Moderne“ zu normativ klang und zudem ungeeignet schien, solch unterschiedliche Werke wie Thomas Manns *Zauberberg* (1924) und Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz* (1929) darunter zu subsumieren, habe ich 2004 für die dritte Phase den Begriff der „reflektierten Moderne“ vorgeschlagen.¹⁵ Dieser Begriff sollte dem Rechnung tragen, dass in dieser Phase die avantgardistischen Impulse, die auf die Problemlage der forcierten gesellschaftlichen Modernisierung reagierten und die literarischen Formen an den Rand der Brauchbarkeit führten, nicht mehr mit avantgardistischem Furor ausgespielt, sondern in ästhetisch sorgfältig reflektierter Dosierung mit vor-avantgardistischen Mustern kombiniert wurden, im *Zauberberg* durch die fortlaufende Demonstration der erzählerischen Verfasstheit, womit Mann auf die Erzählkrise reagierte, in *Berlin Alexanderplatz* zusätzlich durch Montagetechnik, Gattungsmischung, Sprachmischung, filmische Schreibweise und dergleichen mehr. Die Gliederung in drei Phasen, die, wie Frank und Scherer zeigen (vgl. S. 379), auch Fallada sah, wurde beibehalten. „Synthetische Moderne“ schien mir ein guter Komplementärbegriff für eine weniger avantgardistisch inspirierte (und von Fallada mustergültig realisierte) Spielart der dritten Phase der Moderne zu sein; in diesem Sinn habe ich in meiner *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1918 bis 1933* beide Begriffe nebeneinandergestellt.¹⁶

Frank und Scherer schlagen nun mit dem *Fallada-Handbuch* noch nachdrücklicher als zuvor eine Untergliederung in zwei Phasen vor: in die „Frühe Moderne“, die sie auf die Jahre von 1890 bis 1925 datieren, und in die „Synthetische Moderne“, die sie für die Zeit „zwischen Mitte der 1920er und Mitte der 1950er Jahre“ ansetzen (S. 212). Fallada, der sich um 1925 vom Avantgardismus verabschiedete und seinen zeitgemäß modernisierten und popularisierungsfähigen Sozial-Realismus entwickelte, ist der Kronzeuge für diese um 1925 sich abzeichnende Umstellung und die folgende Dominanz der „Synthetischen Moderne“.

Das ist gut begründet und verdient auf jeden Fall Beachtung, weil es einer wichtigen Spielart der literarischen Moderne das ihr zukommende Gewicht verleiht. Eine andere Frage ist, ob man die Untergliederung der literarischen Moderne in die beiden vorgeschlagenen Phasen der „Frühen Moderne“ von 1890 bis 1925 und der „Synthetischen Moderne“ von Mitte der 1920er bis Mitte der 1950er Jahre gelten lassen kann. Verdeckt wird dadurch, was der avantgardistische Impuls der Jahre nach 1909 mit sich brachte: futuristische Worttechnik, gesprengte Syntax, Bruitismen, Abstraktionen, Montage-technik, dadaistische Lautkunst, halluzinatorisches Schreiben, surrealistische Arrangements. Und verloren geht, dass davon einiges auch nach 1925 weiterwirkte, gegen Ende der 1920er Jahre in der poetologischen Arbeitsgemeinschaft von Döblin und Brecht¹⁷ zu neuen Ansätzen führte und sich – von Döblins *Berlin Alexanderplatz* (1929) und Brochs *Schlafwandlern* (1931/32) über Elisabeth Langgässers *Unauslöschliches Siegel* (1937–46) und Benns *Roman des Phä-*

notyp (1944/49) bis zu Wolfgang Koeppens *Tauben im Gras* (1951) – in Werken zeigt, die schwerlich der von Fallada repräsentierten „Synthetischen Moderne“ zuzurechnen sind. Kurz: Die Untergliederung der literarischen Moderne in nur zwei Phasen und die terminologische Eskamotierung ihres avantgardistischen Zugs erscheint mir als eine problematische Vereinfachung und Vereinseitigung, die durch eine terminologische Differenzierung hätte vermieden werden können, zumal Walter Delabar in seinem Artikel über die Literatur der 1920er Jahre an den Begriff der „reflektierten Moderne“ erinnert und ihm Plausibilität zuschreibt (S. 80).

Ich möchte auf einen letzten und heiklen Punkt eingehen, der für die Betrachtung und Bewertung der Literatur jener Zeit allerdings von grundsätzlicher Bedeutung ist. Das ist der – nicht überlieferte – Kutisker-Roman, mit dem es, kurz gesagt, folgende Bewandnis hat (vgl. dazu die Ausführungen in Walthers Biographie, S. 337 ff., und den Artikel von Frank und Scherer im *Handbuch* S. 421–430): Fallada beschäftigte sich 1941 mit den Prozessen um die betrügerisch agierenden jüdischen Geschäftsleute Iwan Baruch Kutisker und Julius Barmat, die in den Jahren 1925 bis 1928 die Weimarer Republik in Aufregung versetzten. Falladas Absicht bestand, wie er am 22. Juni 1941 an seine Mutter schrieb, darin, die „Lebensgeschichte eines Börsenjobbers zu schreiben, natürlich ohne aufdringliche antisemitische Tendenz, etwa einen modernen Jud Süß“. Davon erfuhr ein Mitarbeiter des Reichspropagandaministers Goebbels, und als dieser im Mai 1943 in seinem Ministerium anregte, von routinierten Autoren der „Systemzeit“ „eine Reihe von

antisemitischen Büchern“ schreiben zu lassen, erinnerte sich jener Mitarbeiter an Falladas Börsenjobber-Studien und fragte an, ob es ihm möglich sei, ein „gegen das Judentum“ gerichtetes, aber nicht propagandistisches, sondern „mehr in die Tiefe“ wirkendes Buch zu schreiben. Fallada willigte ein und konzentrierte sich auf Kutisker, in dem er den geeigneten Protagonisten sah, wie er am 26. Juni 1943 an den Goebbels-Mitarbeiter schrieb: „Kutisker ist die Verkörperung des Geld-Wahnsinnes, wie man ihn nur bei den Juden findet. Ihn interessiert nur das Geld an sich, nie das, was man dafür kaufen kann: kein Schmuck, keine Frauen, nicht einmal Wohlleben, kein Besitz, nur Geld. Er ist der ewige Jude in reinster Form.“ Vom Frühjahr 1944 bis Spätherbst 1944 schrieb Fallada an dem Roman, der Kutiskers Leben von seiner Jugend in einem polnischen Ghetto bis zu seiner Verurteilung schildern sollte und, so Fallada während dieser Zeit an eine Bekannte, „nicht annähernd so pöbelhaft antisemitisch ausfallen wird, wie ein gewisser Jud Süß von einem gewissen Lion Feuchtwanger“. Als ihm dann Anfang September ein Lektor des Heyne-Verlags schrieb, es sei Fallada gelungen, einen „nicht antisemitischen antisemitischen Roman zu schreiben“, fühlte er sich verstanden und machte sich diese paradox wirkende Formel zu eigen.

Von diesem Roman, der einen Umfang von mehr als 1.500 Druckseiten erlangt hätte, fehlt bisher jede Spur. Ob Manu- und Typoskript vernichtet oder bisher nicht aufgefunden wurden, ist eine offene Frage. Jedenfalls gibt es bisher nur die eben zitierten Hinweise, die aus ein paar Sätzen bestehen, aber im *Fallada-Handbuch*

von den Herausgebern selbst mit neun Seiten bedacht werden, also nur drei Seiten weniger als der umfangreiche *Eiserne Gustav* (S. 395–407). Vier dieser neun Seiten sind unter der Überschrift „Spekulation und Extrapolation“ dem Versuch gewidmet, plausibel zu machen, „dass Fallada keinen propagandistischen Roman nach Maßgabe der völkisch-rassistischen NS-Ideologie im Sinn hatte“ (S. 426), sondern eben einen „nicht antisemitischen antisemitischen Roman“, was heißen soll: einen Roman, der den Antisemitismus in eher aufklärerischer Absicht darstellt. Mit den Worten von Frank und Scherer: „Falladas Roman wird die soziale Tatsache des Antisemitismus nicht in Frage gestellt, sondern gezeigt haben, wie seine Figuren sich innerhalb dieser Rahmenbedingungen verhalten, sprechen und bewegen“ (S. 427). Und, nach weiteren Ausführungen über Falladas üblicherweise polyperspektivische Darstellungsweise: „In Kenntnis des Gesamtwerks wird man daher begründet sagen können, dass es sich beim Kutisker-Roman nicht um ein antisemitisches Machwerk gehandelt hat“ (S. 429). Alles, was geeignet ist, diese Diagnose in Zweifel zu ziehen, wird mit großer Sorgfalt gemustert und möglichst entkräftet: Hinter Falladas Äußerung über die „pöbelhaft antisemitisch[en]“ Züge eines gewissen „Jud Süß“ vermuten sie einen „strategisch[en]“ Zweck oder eine Verwechslung von Feuchtwangers Roman von 1925 mit Veit Harlans Propagandafilm von 1940 (S. 425). Mit Kutiskers Geldfixierung sei nicht etwas spezifisch Jüdisches gemeint, sondern ein „Extremfall“ menschlichen Verhaltens wie etwa die Spielsucht von Wolfgang Pagel in *Wolf unter Wölfen* (S. 428).

Man versteht dieses Bemühen

um eine anti-antisemitische Interpretation von Falladas Äußerungen. Der Vorwurf des Antisemitismus, den Falladas Äußerungen leicht hervorrufen könnten, wöge schwer und könnte dem Ansehen des gefeierten Repräsentanten der Synthetischen Moderne gefährlich werden. Dennoch bleibt die Frage, ob Fallada nicht doch genau das gemeint haben könnte, was er sagte – und dies, ohne dass man ihm generellen Antisemitismus oder opportunistische antisemitische Absichten nachsagen müsste!? Vielleicht sah der sozial so außerordentlich sensible Fallada in Feuchtwangers Roman schärfer als andere jene Momente der Darstellung des Hofjuden Süß, welche die orthodox-jüdische Monatsschrift *Jeschurun* seinerzeit veranlassten, festzustellen: „[...] trotz aller Wucht der Schilderung ist dieses Buch eines der unbefriedigendsten Bücher, die uns aus jüdischer Feder in dem letzten Jahrzehnt begegnet [sind]. In der Darstellung des Obszönen weiß es sich nicht genug zu tun [...] Sollte nicht in einer Zeit, in der die deutsch-völkische Literatur den Juden als die Inkarnation aller Laster, als die fleischgewordene Unsittlichkeit hinstellt, in einem jüdischen Autor sich so etwas wie ein Bedenken darüber regen, unseren Todfeinden ein solches Muster auszuliefern?“¹⁸ Und könnte sich Fallada, als er Kutisker als Exponenten angeblicher jüdischer Geldfixierung verstand, nicht etwa an die religionsgeschichtlichen Überlegungen gehalten haben, die sich im dritten Teil von Hermann Brochs *Schlafwandlern* im achten Wertzerfall-Essay finden? Dort heißt es: „Der Jude [ist], kraft der abstrakten Strenge seiner Unendlichkeit, der moderne, der ‚fortgeschrittenste‘ Mensch

kat'exochen: er ist es, der sich mit absoluter Radikalität dem einmal gewählten Wert- und Berufsgebiet hingibt, er ist es, der den ‚Beruf‘, den Erwerbsberuf, in den er zufällig geraten ist, zu einer bisher unbekannteren Absolutheit steigert, er ist es, der, ohne Bindung an ein anderes Wertgebiet und in unbedingter Strenge hingegeben an sein Tun, zur höchsten geistigen Leistung sich verklärt, zur viehischsten Verworfenheit im Materiellen sich erniedrigt: im Bösen wie im Guten, doch immer im Extremen bleibend [...]“¹⁹ Schon wegen des Kollektivs „Der Jude“ könnte dies heute als rassistisch, wegen der weiteren Ausführungen als antisemitisch eingestuft werden, doch blieben dann die Position des Autors Broch und der damalige Diskurs über das „Judentum“ unberücksichtigt. Fallada stand mit Broch in Kontakt und dürfte die *Schlafwandler* gekannt haben.

Die von Frank und Scherer vorgenommene „Extrapolation“ von Falladas Bemerkungen zu seinem Kutisker-Roman scheint mir ein Entschärfungs- und Rettungsversuch zu sein, der von der Sorge geleitet ist, dass allein schon die knappen Bemerkungen Falladas über den Kutisker-Roman seinem Ansehen schaden könnten. Aber sind derartige Entschärfungs- und Rettungsversuche, die auch in anderen Fällen zu beobachten sind, die richtige Form der Auseinandersetzung mit Werken und Äußerungen, die nachweislich antisemitisch sind oder – möglicherweise entgegen ihrer eigentlichen Intention – antisemitisch wirken? Ich glaube nicht. Vielleicht wäre es besser, nicht nur zur Kenntnis zu nehmen, sondern auch – unter Schmerzen – zu akzeptieren, dass Rassismus und insbesondere Anti-

semitismus in vielerlei Formen und Graden zu unserer kulturellen Vergangenheit gehören und mit großartigen kulturellen, denkerischen und künstlerischen Leistungen Hand in Hand gingen. Das ist keine Rechtfertigung von Rassismus und Antisemitismus, sondern ein Plädoyer für einen angemessenen Umgang mit kulturellen Tatsachen, die nicht selten auch betrübliche Seiten haben. Falladas Vorstellung von der angeblichen Geldfixierung der Juden, die, wie er 1945 selbst einräumte, von der NS-Propaganda partiell infiltriert war,²⁰ diskreditiert sein Werk, das – soweit ich sehe – frei von antisemitischen Zügen ist, nicht im Geringsten. Warum sollte ein Künstler auf eine infallible Weise davor geschützt sein, aus der Wahrnehmung seiner Zeit falsche Schlüsse zu ziehen oder den Einflüsterungen seiner Zeitgenossen zu erliegen? Nicht einmal ein Roman, der von antisemitischen Vorstellungen geprägt oder getragen wäre, könnte das übrige Werk entwerten oder Falladas Erzählkunst plötzlich und nachträglich in Unkunst verwandeln. Er müsste, sofern er sich nicht – wie mancher Roman aus der Zeit nach 1933 – als rein opportunistisches „Machwerk“ erweisen würde, als zeitgemäße und betrübliche Verfehlung hingenommen werden.

Der Text ist ein Nachdruck aus der Rezensionszeitschrift Arbitrium 2022; 40(1), S. 108–118. Die Redaktion bedankt sich beim Verlag De Gruyter für die freundliche Genehmigung.

- 1 Zum Folgenden vgl. Thomas Wortmann, „Fallada heute: Internationale Rezeption“. In: *Hans-Fallada-Handbuch* (siehe oben), S. 566–571.
- 2 Jenny Williams, *Mehr Leben als eins. Hans Fallada. Biographie. Aus dem Englischen von Hans-Christian Oeser*. Berlin, Aufbau-Taschenbuch 2011.
- 3 André Uzulis, *Hans Fallada. Biografie*. Berlin, Steffen 2017.
- 4 Peter Walther, *Hans Fallada. Die Biografie*. Berlin, Aufbau 2017.
- 5 So auch die Einschätzung der Autoren des *Fallada-Handbuchs*: vgl. S. II und 557.
- 6 Zitiert nach Walther (wie Anm. 4), S. 28 f.
- 7 Vgl. Patricia Fritsch-Lange / Lutz Hagedstedt (Hg.), *Hans Fallada. Autor und Werk im Literatursystem der Moderne*. Berlin und Boston, de Gruyter 2011, S. VII.
- 8 Vgl. Carsten Gansel / Werner Liersch (Hg.), „Hans Fallada und die literarische Moderne“. Göttingen, V&R unipress 2011, S. 7.
- 9 Bedauerlicherweise geht der Forschungsbericht des *Fallada-Handbuchs* (S. 557–565) auf diese Tagungen und die auf S. 686 immerhin verzeichneten Sammelbände nicht ausdrücklich ein, weswegen auch die organisatorischen Hintergründe (*Fallada-Gesellschaft, Fallada-Forum*) im Dunkeln bleiben.
- 10 In: Gansel / Liersch (wie Anm. 8), S. 35–50.
- 11 In: Fritsch-Lange / Hagedstedt (wie Anm. 7), S. 135–151.
- 12 In: ebd., S. 153–167.
- 13 In: ebd., S. 169–188.
- 14 Vgl. Gustav Frank / Rachel Palfreyman / Stefan Scherer, „Modern Times? Eine Epochenkonstruktion der Kultur im mittleren 20. Jahrhundert – Skizze eines Forschungsprogramms“. In: Gustav Frank / Rachel Palfreyman / Stefan Scherer (Hg.), *Modern Times? German Literature and Arts Beyond Political Chronologies / Kontinuitäten der Kultur: 1925–1955*. Bielefeld, Aisthesis 2005, S. 387–430, und Gustav Frank / Stefan Scherer, „„Lebenswirklichkeit“ im ‚gespaltenen Bewußtsein‘: Hans Falladas Wolf unter Wölfen und die Erzählliteratur der 30er Jahre“. In: Fritsch-Lange / Hagedstedt (wie Anm. 7), S. 23–37.
- 15 Vgl. Helmuth Kiesel, *Geschichte der literarischen Moderne: Sprache, Ästhetik, Dichtung im 20. Jahrhundert*. München, Beck 2004, S. 299 ff.
- 16 Vgl. Helmuth Kiesel, *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1918 bis 1933*. München, Beck 2017, S. 88 ff.
- 17 Vgl. dazu Brechts Brief an Döblin vom Oktober 1928, in: Bertolt Brecht, *Werke*, Band 28: Briefe 1. Berlin und Weimar sowie Frankfurt am Main, Aufbau und Suhrkamp 1998, S. 316.
- 18 Zit. nach Rudolf Wolff (Hg.), *Lion Feuchtwanger: Werk und Wirkung*. Bonn, Bouvier 1984, S. 44. – Mehr dazu in Helmuth Kiesel, „Beobachtungen zur Verschränkung von philosemitischer und antisemitischer Rede in Romanen der Weimarer Republik“. In: Philipp Theison / Georg Braungart (Hg.), *Philosemitismus: Rhetorik, Poetik, Diskursgeschichte*. München, Fink 2017, S. 309–341, zu Feuchtwangers *Jud Süß* S. 334–336.
- 19 Hermann Broch, *Die Schlafwandler. Eine Romantrilogie*. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1980, S. 581.
- 20 Vgl. dazu Hans Fallada, *In meinem fremden Land. Gefängnistagebuch 1944*. Herausgegeben von Jenny Williams und Sabine Lange. Berlin, Aufbau 2017, S. 87 ff. (1944) und 302 ff. (1945).

Neu auf dem Buchmarkt: *Hans Fallada. Die RAD-Briefe aus dem besetzten Frankreich 1943*



© Verlag Das Kulturelle Gedächtnis

Hans Fallada
Die RAD-Briefe aus dem besetzten Frankreich
Hg. und mit einem Nachwort versehen von Carsten Gansel
Verlag Das kulturelle Gedächtnis,
1. August 2022
200 Seiten, Preis: 24 Euro

SABINE KOBURGER

Wieder einmal hat Carsten Gansel neue Texte Hans Falladas der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Diesmal sind es die Briefe an seine Frau Anna, geschrieben zwischen Mai und September 1943 während seiner beiden Reisen im Auftrag des Reichsarbeitsdienstes (RAD). Ulrich Ditzen hatte sie 2012 dem Hans-Fallada-Archiv übergeben, aber eine Sperrung verfügt. Nach dem Tod seines Bruders hob Achim Ditzen diese Verfügung auf, weil er wollte, dass auch dieser

Lebensabschnitt Falladas offen gelegt werden sollte. Warum die Briefe dennoch erst jetzt publiziert worden sind, erklärt Carsten Gansel in seinem fundierten Nachwort, das dem Leser außerdem die notwendige Einordnung in den historischen Kontext bietet.

Im Mai 1943 brach Rudolf Ditzen als RAD-Sonderführer im Rang eines Majors zu seiner ersten, mehrere Wochen dauernden Reise in das besetzte Frankreich auf. Eine Karte mit den Reisesationen – von Paris bis in den Süden Frankreichs hinein – befindet sich am Ende des Buches und gibt den Lesern eine Vorstellung von den Tausenden Kilometern, die Fallada zurückgelegt hat. Er hat eine Ordonnanz, wird herumgefahren, lernt Landschaften, Städte und Menschen kennen, wird von den hohen Offizieren eingeladen, hofiert von allen Seiten, was er, der solches nicht gewohnt ist, verständlicherweise genießt: „Ich werde maßlos verwöhnt, das Essen ist vorzüglich, das Wetter herrlich.“ Und so stellt er fast ein wenig verwundert fest: „Gott, was bin doch für ein großes Tier, ich habe das noch nicht gewußt!“ (21. Mai)

Die zweite Frankreich-Reise tritt er Anfang September 1943 an. Politische Statements finden sich in den Briefen an seine Frau natürlich nicht, er berichtet über Landschaft, Erlebnisse, Menschen, was er für die Familie eingekauft hat oder einkaufen möchte, wie er mit dem Geld zurechtkommt. Hin und wieder schimmert die Kriegs-

situation durch, wie im Brief vom 23. September: „Alles hat sich geändert, ich merke doch, wieviel schwerer und plötzlicher der Krieg seit einem Vierteljahr geworden ist“, schreibt er gegen Ende der Fahrt, und verleiht seiner Freude Ausdruck, bald wieder zu Hause zu sein.

Es ist aufschlussreich und an keiner Stelle langweilig, Falladas Briefe und auch die seiner Frau zu lesen, sich einen Eindruck zu verschaffen von den damaligen Verhältnissen, von Falladas Einsichten und dem Verhältnis der Ehepartner zueinander. Gansels auch für den Laien lesenswertes Buch schließt eine Lücke in der Fallada-Forschung und inspiriert den Leser, über Falladas Verhältnis zum Nationalsozialismus (und das der Deutschen insgesamt) genauer nachzudenken. Gansels Resümee: „Aber eines war Fallada mit Gewissheit nicht, ein Nazi! Hierin unterschied er sich von vielen Deutschen in Ost und West, für die nach 1945 die Abwehr von Schuld kennzeichnend war.“

Wie schön, dass wir diese Briefe nun lesen können, Achim Ditzen und Carsten Gansel sei Dank!

Lebenselixier

Gedanken über Bücher

HEINZ SCHUMACHER

Jedes von ihnen ist wie eine Art Versprechen, dessen Einlösung auf Abruf bereitsteht. Rücken an Rücken stehen die Bücher im Regal; manch ein Titel, der sich dem nicht leicht durchschaubaren Ordnungsprinzip widersetzt, muss Vorlieb nehmen mit der weniger würdevollen Querlage, eingeklemmt zwischen der Oberkante der ordentlich einsortierten Exemplare und dem nächst höheren Regalbrett. Etliche, für die kein Platz mehr vorhanden war, liegen gestapelt auf Stühlen, Tischen, dem Teppich. Noch ungelesene Werke, die uns Freude und Genuss vermitteln wollen, vielleicht aber auch ängstigen oder gar ärgern werden, machen bereits gelesenen Bänden, die ihres Geheimnisses beraubt sind, den Platz streitig. Aber alle betonen ihr Existenzrecht, beharren auf dem Rang ihrer jeweiligen Bedeutsamkeit.

Den einen erwächst ihre Daseinsberechtigung daraus, in der Vergangenheit als Lieferant von Argumenten oder als sogenanntes Bildungserlebnis gedient zu haben, Zeitvertreib bewirkt oder ein Schlafmittel ersetzt, Ablenkung oder auch Hilfe in persönlichen Krisen gewährt zu haben. Die Gebrauchsspuren wie eingerissene Seiten und Eselsohren, gestauchter Einbanddeckel und verschmutzter Schnitt zeugen von der Teilhabe an den geistigen Parforceritten ihrer Besitzer. Die An- und Unterstreichungen, die Randnotizen und die oben aus dem Buch heraushängenden Papierstreifen und Notizzettel sind die Stigmata einer märtyrerhaften Existenz, welche die

noble Unversehrtheit aufgeben musste und sich dem folternden Zugriff der Benutzerhände willig ergeben hat. Die gekrümmten und verzogenen Buchrücken künden vom ungeahnten Leid ihrer Besitzer, Kaffeeflecken und durch den zweifelhaften Genuss von Zigaretten entstandene Brandspuren von unachtsamer Benutzung und verwerflicher Handhabung. Dennoch aber ist allen diesen doch nur aus Papier und Druckerschwärze bestehenden Leidensgenossen eines gemeinsam: dass nämlich ihr Äußeres an die Leistung erinnert, die sie für den Leser erbracht haben, die sie verletzt und unansehnlich hat werden lassen, damit sie ihrem Benutzer Erbauung und Wissen, Ablenkung und Irritation, Hilfe und Genuss konnten zuteilwerden lassen.

Wie anders dagegen die noch ungelesenen Bücher: jungfräulich und mit gewissem Stolz füllen sie ihren Platz im Regal aus; der gerade oder nur leicht gewölbte Buchrücken erscheint auf den ersten Blick breiter, als er in Wirklichkeit ist, verspricht Welthaltigkeit und Erfahrungsfülle. Die kräftigen Farben auf dem Umschlag zeugen von ungebrochenem Selbstbewusstsein, ja, manch eines dieser Bücher bietet sich an wie eine Prostituierte, deren Freier noch auf sich warten lassen. Sie, die Bücher wie die leichten Damen, versprechen ungeahnte Freuden, enttäuschen aber mitunter auch. Dem werbenden Geflüster, am Straßenrand oder im Buchklappentext, vermag man mitunter nicht zu widerstehen, wengleich sich der dadurch veranlasste Einsatz von Zeit und

Geld im Nachhinein vielleicht als Fehlinvestition erweist, was aber der um die Erfüllung seiner Hoffnungen Geprellte nicht gerne eingesteht.

Eine Vielzahl ungelesener Bücher im Regal ist wie der Vorschein des Paradieses: sie enthalten die Möglichkeit einer selbstvergessenen Flucht in einen Kosmos aller möglichen Welten, die die eng anliegenden Korsettstangen unserer geschichtlichen Existenz bricht, uns Anteil garantiert an einem unendlichen Dasein, in dem der Tod seine alles beschließende Macht verloren hat – die ewige Seligkeit als endlose Lektüre, wir selber die Grenzen unseres Ichs sprengend, von einer Fiktion in die nächste gleitend, die Phantasie in einem unaufhörlichen Taumel – welch wunderbare Vorstellung vom Jenseits!

„Lieber barfuß als ohne Buch“, sagt ein altes isländisches Sprichwort und verdeutlicht damit das Lebensprinzip derjenigen, die sich dem Sog der Bücherwelt nicht zu entziehen vermögen. Auch Barlachs *Lesender Klosterschüler*, den Alfred Andersch in seinem *Sansibar*-Roman so eindringlich skizziert hat, mag hier Pate stehen. All die ungelesenen Bücher künden vom Zustand selbstvergessener Hingabe, die sich um keine Termine und Absprachen schert, die uns Hektik, Stress und nervtötenden Lärm vergessen lässt und uns immer wieder erneut die *Entdeckung der Langsamkeit* lehrt. Wer sich darauf einlässt, gerät zwangsläufig in einen Widerspruch zum Tempo und Terror der heutigen Netzwerke und Datenautobahnen, wo alles jederzeit verfügbar ist und

wir selber, nur noch als Datensatz existierend und damit unsere Existenz legitimierend, entmündigt und digitalisiert den Verlust unseres Geschichtsbewusstseins als optimierten Datenaustausch erleben.

Wie anders dagegen die Welt der Bücher: Erkenntnis- und Erfahrungszuwachs, Irritation und Bestätigung, Zerstörung gewohnter Sicherheiten und Aufbruch zu neuen Ufern – all das erwartet den, der sich auf das Angebot der gefüllten Regale einlässt, ihrem Geflüster nachgibt, der sich an den Ort begibt, wo sich die *Ritter vom Geist* mit herabgelassenem Visier gegenüberstehen, um ihre Fehden um die Gunst des Lesers auszutragen: die schon gelesenen

Werke, die an ihre Verdienste erinnern und darauf drängen, erneut gelesen zu werden, und die noch ungelesenen Bücher, die uns den Himmel auf Erden versprechen und darauf warten, dass wir sie zum wirklichen Leben erwecken, in dem sie ihre Wirkung auf uns ausüben können.

Und so gewährt der Blick in den Bücherschrank Einsichten in die Grundbedingungen menschlicher Existenz, einem Dasein zwischen dem Nicht-mehr und dem Noch-nicht und einer sich mit jedem gelesenen Wort verändernden Gegenwärtigkeit. Ein solcher Blick erfährt die Macht des Vergangenen und verspürt unsere auf die Zukunft gerichteten Hoffnungen. Und sicherlich hat es auch seinen

tieferen Grund, dass die Wörter „lesen“ und „leben“ sich nur in einem einzigen Buchstaben voneinander unterscheiden.

aus: Heinz Schumacher: *Patagonien. Alltägliche Geschichten*. Oberhausen: Verlag Karl Maria Laufen 2009, S. 7-11. Der Text wurde für den vorliegenden Abdruck geringfügig überarbeitet.

Michail Ossorgin und sein Roman *Eine Straße in Moskau*

Eindringliche Bilder zur Rechtlosigkeit des Einzelnen in der Oktoberrevolution

HERMANN WEBER

Neuübersetzungen wichtiger Romane des russischen Juristen, Journalisten und Schriftstellers Michail Ossorgin (1878–1942), vor allem die seines ersten und wichtigsten Romans *Sivcev Vražek (Eine Straße in Moskau)*, bieten deutschen Lesern neue (oder erste) Gelegenheit zur Begegnung mit einem der bedeutendsten Vertreter der russischen Exilliteratur aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen.

I.

Michail Andrejewitsch Iljin, der sich später Ossorgin nennen sollte, wurde am 7. Oktober 1878 des jener Zeit in Russland noch gelten-

den julianischen Kalenders in der Gouvernementshauptstadt Perm im nordöstlichen Uralvorland geboren. Den Namen Ossorgin – den Geburtsnamen seiner Großmutter – hat er erst 1907 als von da an lebenslang verwendetes Pseudonym angenommen.

In Deutschland war Ossorgin zu keiner Zeit besonders bekannt, obwohl sein auch international erfolgreicher Roman *Sivcev Vražek* schon 1929 unter dem Titel *Der Wolf kreist. Ein Roman aus Moskau* im Drei Masken Verlag in München in einer – freilich gekürzten – deutschen Übersetzung vorgelegt worden ist. In all den Jahren danach war der Dichter hierzulande so gut wie vergessen, wenn auch

später noch das eine oder andere von ihm auf Deutsch erschienen und er hie und da in literaturhistorischen Publikationen erwähnt worden ist.

Erst Neuübersetzungen seines Hauptwerks (nun unter dem Titel *Eine Straße in Moskau*) und zweier weiterer, inhaltlich zusammenhängender, auf Deutsch zuvor noch nicht publizierter Romane (*Zeuge der Geschichte* und *Buch vom Ende*) unter dem Gesamttitel *Zeugen der Zeit*, die 2015 bzw. 2016 in der bibliophilen „Anderen Bibliothek“ vorgelegt worden sind, haben den Dichter – so Christian Döring, seit 2011 Herausgeber der „Anderen Bibliothek“ und damit Spiritus Rector der Neuveröffent-

lichungen – „aus dem Schattenreich des Vergessens gezogen“. Ins Deutsche übertragen und mit instruktiven Nachworten versehen hat alle drei Romane die Slawistin Ute Keller, bekannt nicht nur als Übersetzerin aus dem Russischen, sondern auch als Mitautorin einer Reihe von Büchern zur russischen Literatur- und Kulturgeschichte. Vor allem die – jetzt erstmals ungekürzt auf Deutsch gedruckte – *Straße in Moskau* ist von der Kritik begeistert aufgenommen worden. Martin Mosebach hat in ihr eine „literarische Sensation“, ein „Meisterwerk“ gesehen, das „achtzig Jahre nach seinem Entstehen blühend jugendlich aus dem Schatten“ tritt – „Ossorgins ‚Straße in Moskau‘ setzt Maßstäbe für die Zukunft des Erzählens“.

II.

Michail Ossorgin (in deutscher Transliteration nicht selten auch Osorgin) entstammte einer wohl-situierten Familie aus dem russischen Landadel. Schon der Vater war Jurist und als solcher im Staatsdienst tätig. Mehr über Elternhaus, Kindheit und Schulzeit des späteren Schriftstellers scheint nicht bekannt zu sein. Überliefert ist nur, dass er „bereits als Gymnasiast [...] erste Texte in Permer Lokalzeitungen“ publiziert (und demzufolge wohl zumindest Teile seiner Jugend in seiner Geburtsstadt verbracht und dort das Gymnasium besucht) hat. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begann er ein juristisches Studium an der Staatlichen Universität in Moskau, das er 1902 mit bestandenem Staatsexamen beenden konnte. Schon bald danach fand er eine Anstellung an einem Handelsgericht wiederum in Moskau und arbeitete später dort auch als Rechtsanwalt und Rechtsberater mehrerer sozialer Einrichtungen.

Schon während seines Studiums hatte Ossorgin Kontakte mit radikalen politischen Kräften aufgenommen, hatte sich an Studentenunruhen beteiligt und war deswegen auch vorübergehend von der Universität relegiert worden. 1904 trat er der zwei Jahre zuvor gegründeten Sozialrevolutionären Partei bei, und „während der revolutionären Umtriebe des Jahres 1905 wurden seine Wohnung und Kanzlei konspirativer Treffpunkt für die von der politischen Polizei unerbittlich verfolgten Kämpfer für eine neue Gesellschaftsordnung und Versteck für ihre Waffen und in Konfektschachteln transportierten Bomben“ (so die Übersetzerin Ute Keller in ihrem Nachwort zu *Straße in Moskau*).

Dass Ossorgin Ende 1905 verhaftet und in Untersuchungshaft genommen wurde, kann angesichts dieser Umstände kaum erstaunen. Schon eher verwundert, dass er nach einem halben Jahr gegen Kautions freikam und damit Gelegenheit zur Flucht ins Ausland erhielt, von der er denn auch so schnell wie möglich Gebrauch machte: Noch 1906 begab er sich ins selbstgewählte Exil nach Genua und wirkte von dort aus lange Jahre als Italien-Korrespondent angesehener liberaler russischer Zeitungen und literarischer Zeitschriften. In seine Zeit in Italien fallen der Austritt aus der Sozialrevolutionären Partei im Jahre 1911, die Heirat mit Rose Ginsberg, Tochter eines aktiven Zionisten, damit verbunden der Übertritt zum Judentum im Jahre 1913 und schließlich der erste – für seine weitere Entwicklung wichtige – Beitritt zu einer Freimaurerloge in Genua im Jahre 1914.

Noch im Ersten Weltkrieg, 1916, kehrte Ossorgin nach Russland zurück, wo er in Moskau als Journalist

arbeitete und bald die beiden Revolutionen des Jahres 1917 erlebte. Nach der Oktoberrevolution gründete er im September 1918 – so wieder Ute Keller – „gemeinsam mit anderen Intellektuellen den Schriftstellerbuchladen in der Leontjewski-Gasse, eine Kommissionsbuchhandlung, die in den Jahren des Zusammenbruchs aller Bereiche des gesellschaftlichen Lebens sowohl den Ladeninhabern als auch zahlreichen Angehörigen der Intelligenzija, die dort ihre Bibliotheken zum Verkauf anboten, eine gewisse Lebensgrundlage sicherte“. Im Juli 1921 trat Ossorgin dem damals von einer Gruppe um den Schriftsteller Maxim Gorki begründeten „Allrussischen Komitee für die Hilfe der Hungernden“ bei. Schon einen Monat später, im August 1921, wurde das Komitee auf Anordnung Lenins, der in ihm konterrevolutionäre Bedrohungen witterte, aufgelöst. Seine Mitglieder wurden verhaftet. Ossorgin, der schon zwei Jahre zuvor für kurze Zeit in Gewahrsam der Tscheka, der bolschewistischen Geheimpolizei, geraten war, landete also wieder – wie seinerzeit unter dem Zaren – im Gefängnis. Nach zweieinhalb Monaten Untersuchungshaft wurde er nach Kasan, gut 700 Kilometer östlich von Moskau, verbannt. Nur knapp und nur durch eine Intervention Fridtjof Nansens entging er – ebenso wie eine Reihe Mitgefangener – der Liquidation nach einem schon gefällten Todesurteil. Erst im Sommer 1922 erfuhr der Journalist und Schriftsteller die endgültige Entscheidung über sein weiteres Schicksal: Binnen einer Woche hatte er das Land ohne sichere Aussicht auf Rückkehr zu verlassen. Im Rahmen einer größeren Aktion (Codename: „Operation Philosophenschiff“) wurde er im Herbst

1922 auf persönlichen Befehl Lenins zusammen mit zahlreichen, meist angesehenen Vertretern der russischen Intelligenzija auf dem Wasserwege ins Ausland abgeschoben.

Als Ausgewiesener landete Ossorgin zunächst für einige Monate in Berlin, besuchte mehrfach sein früheres Exilland (und seine zweite Heimat) Italien, fühlte sich aber weder hier noch dort wirklich wohl und entschloss sich im Herbst 1923, endgültig in Paris Fuß zu fassen, wo er notdürftig vom Schreiben für Zeitungen und Zeitschriften leben konnte. In Paris entstanden ist auch der Hauptteil seines literarischen Werks. Von den untereinander zerstrittenen Emigrantenkreisen des „russischen Paris“ hielt sich der Dichter weitgehend fern. In der Sowjetunion galt er als Regimegegner; die Verlängerung seines abgelaufenen Passes wurde ihm 1937 verweigert.

Wieder aufgenommen hat Ossorgin in Paris seine Kontakte zur Freimaurerei. Das Interesse an ihr teilte er mit Tatjana Alexejewna Bakunina, einer Großnichte des Revolutionärs und Anarchisten Michail Alexandrowitsch Bakunin (1814–1876), mit der er in Paris in näheren Kontakt gekommen war und die er 1926 nach Scheidung seiner in Italien geschlossenen Ehe mit Rose Ginsberg geheiratet hat. Ossorgins Leben und das seiner Frau in Paris endeten, als die deutsche Wehrmacht Frankreich im Juli 1940 besetzte. Beide konnten auf der Flucht aus der französischen Hauptstadt nur wenig mehr als ihr nacktes Leben retten. Für den Rest ihrer gemeinsamen Jahre fanden sie noch einmal eine neue Heimat in dem kleinen Ort Chabris in der zentralfranzösischen Region Centre-Val de Loire. Kaum mehr als zwei Jahre nach ihrer Ankunft,

am 27. November 1942, ist Ossorgin in Chabris als staatenloser Flüchtling ohne gültigen Pass gestorben. Auf dem Friedhof dort hat er seine letzte Ruhe gefunden.

III.

Dass die literarische Aktivität Ossorgins schon in dessen Gymnasialzeit mit ersten Texten in Permer Lokalzeitungen eingesetzt hat, ist bereits erwähnt worden. Ihnen folgte in der Studentenzeit und in den Jahren nach seiner Rückkehr nach Russland eine ganze Reihe kleinerer literarischer Arbeiten. Zu wirklich bedeutsamen Werken fand der Dichter erst in seinem endgültigen Exil in Paris: 1928 erschien dort auf Russisch sein erster und zugleich wichtigster Roman *Sivcev Vražek*. Das Buch wurde rasch zu einem Erfolg, in englischer Übersetzung gar zu einem Bestseller.

Sicher war es der Erfolg dieses Buchs, der Ossorgin ermutigt hat, ihm rasch vier weitere, meist umfangreiche Romane folgen zu lassen. In engem Zusammenhang mit der *Straße in Moskau* stehen die beiden miteinander verbundenen, im russischen Original 1932 bzw. 1935 wie diese in Paris gedruckten, 2016 erstmals ins Deutsche übersetzten Folgeromane, die mit ihr eine Art Trilogie bilden: *Zeugen der Geschichte* und *Buch vom Ende*. In ihnen schildert Ossorgin – so noch einmal Ute Keller – „das Revolutionsgeschehen und den Terrorismus in Russland vor, während und nach der ersten, von Vladimir Lenin als ‚Generalprobe der Oktoberrevolution‘ bezeichneten Revolution 1905 und das Leben der russischen politischen Flüchtlinge in der Emigration“. Vorangegangen war beiden Büchern der Roman *Erzählung von der Schwester* (Paris 1930), bald nach seinem Erschei-

nen auch in englischer und 1944 in der Schweiz unter dem Titel *Die Geschichte meiner Schwester* auch in deutscher Übersetzung. Den Abschluss macht Ossorgins letzter Roman *Der Freimaurer* (Paris 1937, in deutscher Übersetzung 2013), der „in der Welt der Pariser Emigranten“ spielt und – wohl nicht ohne eine gewisse Prise Selbstironie – die Probleme „eines (nicht-intellektuellen) russischen Emigranten“ schildert, „der, gefangen zwischen russischer und französischer Kultur in Paris, meist vergeblich versucht, Sinn für sein Leben aus der Freimaurerei zu gewinnen“ (Temira Pachmuss).

IV.

Bleibt der bedeutendste Roman Ossorgins: *Sivcev Vražek* (*Eine Straße in Moskau*). Das Buch ist benannt nach seinem Hauptschauplatz, einer kleinen, von literarischen Sagen umwobenen Straße, die noch heute in jedem Stadtplan von Moskau zu finden ist. Ihr Name (deutsch: „kleiner Graben des Flüsschens Siwza“) „erinnert an eine längst zugeschüttete kleine Schlucht, durch die einst der Bach Siwza floss“ (Thomas Urban). In ihr lebten im 19. Jahrhundert der junge Lew Tolstoj und viele Jahrzehnte später die Dichterin Marina Zwetajewa, in ihr spielen einzelne Szenen aus Tolstoj's *Krieg und Frieden* und aus Boris Pasternaks *Doktor Schiwago*, und in ihr lebte auch der bekannte russische Zoologe Michail Alexandrowitsch Mensbir, Vorbild für die Hauptfigur von Ossorgins Roman, den alten Ornithologie-Professor Iwan Alexandrowitsch.

Die Handlung setzt ein in den letzten Monaten vor dem Ersten Weltkrieg, im Frühjahr 1914. In einem Eckhaus an der Straße Sivcev Vražek hört Iwan Alexandro-

witsch den Kuckuck seiner alten Kuckucksuhr sechsmal rufen und denkt dabei an den alten Volksglauben, nach dem man noch so viele Jahre zu leben hat, wie der Kuckuck ruft. Zugleich sieht er am Fenster eine erste aus dem Süden zurückgekehrte Schwalbe. In dem Haus lebt er mit seiner Frau Aglaja und seiner siebzehnjährigen Enkelin Tanja, genannt Tanjuscha. Tanja hat schon früh ihre Eltern verloren; sie wächst bei ihren Großeltern auf, die einen gutbürgerlichen Haushalt mit Stubenmädchen und Hausknecht führen. Oft trifft man sich am Abend im Speisezimmer vor dem Samowar zum Tee mit alten Freunden und Bekannten, unter ihnen Tanjas Klavierlehrer, der Professor Eduard Lwowitsch, ein alter Junggeselle, der nur noch für seine Musik lebt und sich gerne zum Spielen an den Flügel setzt, der Physiker Poplawski, auch er Professor und Freund des Ornithologen, und viele andere, unter ihnen auch Jüngere wie der Student der Naturwissenschaften und spätere Universitätsassistent Wassja, Freund Tanjas aus Kindheitstagen.

Schon bald blitzt mit dem Mord von Sarajewo ein erstes Wetterleuchten in den ruhigen Alltag, und schon wenig später fordert der Krieg die ersten Opfer auch aus der abendlichen Runde um den Professor: Der „unangenehm altkluge“ Jurastudent Ehrberg, der für alle überraschend noch im Frieden in das Militär eingetreten ist, fällt in den ersten Wochen an der Front, der stramme Offizier Stolnikow kehrt – nur durch ein Wunder der Chirurgie am Leben geblieben – als Torso ohne Arme und Beine nach Moskau zurück, wird von wilden Phantasien verfolgt zur Kontrastfigur zu dem sein zurückhaltend bürgerliches Leben

nach Möglichkeit fortführenden Professor, bis es ihm schließlich gelingt, trotz seiner Behinderung vom Rollstuhl auf ein Fensterbrett in seinem Zimmer zu gelangen und sich von dort auf die Straße in den Tod zu stürzen. Auch das Leben im Professorenhaus verläuft nicht ungetrübt: Aglaja, die schon lange dahinschwindende Frau des Professors, stirbt einen stillen Tod, Enkelin Tanja übernimmt die Rolle der Hausfrau auch bei den nach wie vor stattfindenden geselligen Treffen am Abend. Die Schwierigkeiten des Alltags häufen sich: Lebensmittel verteuern sich, das Brennholz wird knapp, und schon bald kommt es zu den beiden Revolutionen von 1917, der ersten, bürgerlichen im Februar und der zweiten, bolschewistischen im Oktober. Infolge der Oktoberrevolution bedroht endgültig das Chaos von außen die Ruhe im Professorenhaushalt: Schießereien auch im Viertel um die stille Wohnstraße, Inflation, Beginn des Terrors. Dazu kommen unmittelbar das Leben im Haus beeinträchtigende Nöte: die Inanspruchnahme von Räumen für Einquartierungen, Geldnot, schwindende Möglichkeiten zur Beschaffung auch nur der notwendigsten Lebensmittel.

Trotz allem bemühen sich der Professor und seine Enkelin Tanja, vom bürgerlichen Haushalt aufrechtzuerhalten, was sich aufrecht erhalten lässt: Tanja spielt in Arbeiterklubs Klavier – eine Tätigkeit, die in Naturalien bezahlt wird. Der Professor verkauft nach und nach die Bücher seiner kostbaren Bibliothek in dem – von Ossorgin mitbegründeten – Schriftstellerbuchladen in der Leontjewski-Gasse, nicht ohne zuvor Widmungen seiner Kollegen aus den Bänden zu entfernen. Am Ende scheut er sich nicht einmal, Bücher Bekannter in deren Auf-

trag gegen Provision im Buchladen anzubieten und zu verkaufen. Wassja, Kindheitsfreund und stiller Verehrer Tanjas, hilft, wo er kann. Nicht zuletzt begibt er sich auf Hamsterfahrt aufs weit entlegene Land, um bei den Bauern entbehrliche Kleidungsstücke und Schuhe des Professors gegen Lebensmittel zu tauschen – eine Fahrt, von der er zwar mit Erfolg, aber auch mit einer schweren Typhuserkrankung nach Moskau zurückkehrt. Nach Hause begleitet hat ihn sein Reisegefährte Pjotr Pawlowitsch Protassow, arbeitsloser Ingenieur, der sich in der Zeit danach zusammen mit Tanja rührend um den Kranken kümmert. Für Wassja hat das freilich einen bitteren Nebeneffekt: Tanja und Pjotr freunden sich zunehmend miteinander an, verlieben sich ineinander, heiraten, und Wassja muss sich mit der jungen Arztwitwe und Krankenschwester Aljonuschka trösten, die in seiner Typhuszeit wochenlang an seinem Bett gewacht hat. Trotz alledem bleibt es bei den abendlichen Treffen im Professorenhaus. Nach wie vor regelmäßige Gäste sind Eduard Lwowitsch, der Musiker, und der Physiker Poplawski. Neu hinzugekommen ist der ehemalige Philosophieprofessor Alexej Astafjew, der jetzt am Nutzen der Wissenschaft zweifelt und das in den gemeinsamen Diskussionen freimütig vertritt. Wie Tanja – und oft mit ihr zusammen – tritt er in Arbeiterklubs auf, macht dort freilich den Hanswurst und entwickelt sich zunehmend zum kalten Zyniker.

Besonders eindrucksvoll bei alledem ist die Schilderung der Rechtlosigkeit des Einzelnen in den Jahren der Revolution. Sie beginnt schon, als der Flügel des Klavierlehrers Lwowitsch für Arbeiterklubs requiriert und vom zuständigen Sowjet auf Vorsprache

Tanjas nur deswegen zurückgegeben wird, weil selbst ernannter Kommandant des Sowjets Andrej Koltshagin ist, der Bruder des ehemaligen Stubenmädchens des Professors, der als Deserteur aus dem Krieg nach Moskau zurückgekehrt ist und sich den Bolschewiki angeschlossen hat. Andrej hat zwar die Requisition selbst unterschrieben, scheut sich aber im Angesicht Tanjas, sie aufrechtzuerhalten und unterschreibt nun auch die Verfügung über die Rückgabe. Unter dem Motto „kein Pardon mit der Bourgeoisie“ folgen mannigfache Schikanen gegen Personen, die dem Bürgertum zugeordnet werden können, Razzien, Zwangsarbeit „für das Gemeinwohl“ bis hin zum Begraben von Terroropfern, willkürliche Verhaftungen und Erschießungen.

Tiefpunkt der Entwicklung ist schließlich der offene Terror der Tscheka, der bolschewistischen Geheimpolizei. Opfer des Terrors wird auch Astafjew, der erwähnte neue Teilnehmer an der abendlichen Runde im Hause des Professors. Astafjew wohnt seit langem in einem Haus, in dem er jetzt als einziger Bewohner aus dem Bürgertum verblieben ist. In seiner Wohnung erhält er den Besuch eines Mannes mit gelben Gamaschen, eines Bekannten aus alter Zeit, aktiver Sozialrevolutionär und damit Gegner der neuen Macht, und gewährt ihm auf Verlangen nolens volens Unterkunft für eine Übernachtung. Wie auch immer kommt ein Gerücht von seiner Beherbergung zur Kenntnis der Tscheka, Astafjew wird verhaftet und wandert in deren berüchtigtes Hauptquartier und Gefängnis, die Lubjanka. Es folgen bedrückende Verhöre, in denen der Verhandlungsführer, Genosse Brikman, ein verknöchertes Bürokrat, dem Beschuldigten

trotz aller Bemühungen nichts nachweisen kann. Trotzdem bleibt dieser in Haft. Nach einem – wie die Tscheka vermutet, aber nur der Leser sicher weiß – von dem Mann mit den gelben Gamaschen verübten Attentat auf die Parteizentrale der Bolschewiken in der Leontjewski-Gasse wird eine große Zahl von Häftlingen, unter ihnen Astafjew, ohne weiteres Verfahren in den Keller der Lubjanka gebracht und dort erschossen. Die Exekution übernimmt der frühere Arbeiter Sawalischin, ein Astafjew vor Zeiten zugewiesener Mitbenutzer seiner Wohnung, der es zum glänzend mit Naturalien honorierten Henker der Tscheka gebracht hat. Als allerletzten erschießt er seinen früheren Wohnungsnachbarn.

Das Buch endet mit einem letzten Treffen im Professorenhaus im Frühjahr 1920. Gefeiert wird noch einmal der Geburtstag des alten Ornithologen, und alle noch Lebenden sind gekommen. Astafjew wird nach Möglichkeit nicht erwähnt, und Lwowitsch spielt seine letzte, Tanja gewidmete Komposition, mit der er sich vergeblich von seiner von der Klassik geprägten Form der Musik zu lösen sucht. Nachdem alle Gäste gegangen sind, bleibt der Professor allein zurück mit Tanja und Pjotr. Die Schwalben werden bald wiederkommen, und der Professor bittet – sechs Jahre, nachdem er den Kuckuck seiner alten Kuckucksuhr am gleichen Ort sechsmal hat rufen hören – seine Enkelin „Wenn in diesem Jahr die Schwalben wiederkommen, notiere den Tag. Vielleicht werde ich das ja selbst nicht mehr können. Aber du trag den Tag unbedingt ein. ... Das, Tanjuscha, ist überaus wichtig.“ Und Tanjuscha antwortet „Großvater, lieber Großvater ... Aber natürlich ... ich werde den Tag eintragen, Großvater“.

Stark gekürzter Nachdruck aus „Neue Juristische Wochenschrift“ Heft 11/2022 mit freundlicher Genehmigung des Verlags C. H. Beck, München und Frankfurt a.M. (im Originalabdruck auch alle Nachweise, insbesondere die der wörtlichen Zitate).

„Eine erstklassige Schriftstellerin zweiter Güte“

Anmerkungen zu Vicki Baum und zu ihrem Roman „Vor Rehen wird gewarnt“



© Arche Literatur Verlag

Vicki Baum

Vor Rehen wird gewarnt

Arche Literatur Verlag

Zürich und Hamburg

Februar 2020 (Erstveröffentlichung Kiepenheuer & Witsch 1951), 305 Seiten, Preis 24 €, Paperback 13 €, E-Book 11,99 €

HEINZ SCHUMACHER

Auch wenn Vicki Baum zu den auflagenstärksten und am häufigsten übersetzten Autorinnen deutschsprachiger Herkunft im 20. Jahrhundert zählt, ist sie doch sowohl in der akademischen Welt wie auch in der breiten Leserschaft heute kaum mehr präsent. Universitäre Veranstaltungen zu ihrem Werk sind ausgesprochen selten, die Anzahl wissenschaftlicher Veröffentlichungen zu ihrem Werk

ist überschaubar, und auch den gegenwärtigen Lesern ist allenfalls ihr 1929 erschienener Erfolgsroman *Menschen im Hotel* bekannt, wenngleich viele ihrer Werke als preiswerte Taschenbücher im Verlag Kiepenheuer & Witsch greifbar sind. Die Tatsache, dass sie massentaugliche Unterhaltungsliteratur geschrieben hat, hängt ihr als Stigma an; dass sie in den besten ihrer Romane durchaus als moderne und erzähltechnisch versierte Autorin gelten kann, gerät darüber in den Hintergrund. Vorigeworfen werden ihr der klischeehafte Rückgriff auf traditionelle Geschlechterrollen in einigen ihrer Romane sowie die Tendenz, in ihren erzählten Welten eine ausgleichende Gerechtigkeit walten zu lassen. Demgegenüber sollte betont werden, dass Vicki Baum in ihren Büchern, und das verbindet sie mit ihren Zeitgenossinnen wie Irmgard Keun und Gabriele Tergit, ein detailliertes und dokumentarisch genaues Bild der jeweiligen Gesellschaft entwickelt und Frauen auftreten lässt, die selbstbewusst und eigenständig ihr Leben gestalten wollen, die nicht nur als Hausfrau und Mutter agieren, sondern einem Beruf nachgehen und finanzielle Unabhängigkeit suchen – ganz so, wie Vicki Baum selber auch gesehen werden wollte. „Ihr eigener Anspruch war es, ‚kluge, gutgeschriebene‘ Bücher zu liefern, ‚die sich mit recht ernsthaften Dingen befassen und trotzdem unterhalten‘.“¹ Günter Grass hat sich mehrfach, zuletzt

noch in seiner Nobelpreisrede, positiv über Vicki Baum und ihr Werk geäußert und davon erzählt, wie er in jungen Jahren selbstvergessen Romane dieser Autorin verschlungen hat, die er im Bücherschrank seiner Mutter vorgefunden hat.² Und auch Klaus und Erika Mann sind voll des Lobes: „Vicki Baum weiß so viel von der Welt, sie kennt so gut die Menschen, sie begreift so genau und warmherzig ihre Schicksale und die Beziehungen, die sie miteinander verknüpfen.“³

Vicki Baum selber hat ihre Position im Literaturbetrieb durchaus realistisch einzuschätzen versucht: „Ich weiß, was ich wert bin; ich bin eine erstklassige Schriftstellerin zweiter Güte. Die Glühwürmchenillusionen von Unsterblichkeit sind mir fremd. Ich habe mir nie eingebildet, eine erstklassige Schriftstellerin erster Güte zu sein und dass meine Bücher mich überleben werden.“⁴

Vicki Baum wurde 1888 als Tochter jüdischer Eltern in Wien geboren und war, bis sie 1916 in zweiter Ehe den Dirigenten Richard Lert heiratete, als Harfenistin tätig. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Schreiben zu ihrer ausschließlichen Tätigkeit. In den zwanziger Jahren veröffentlichte sie im Ullstein Verlag mehrere Romane, darunter die Publikumserfolge *Der Eingang zur Bühne* (1920) und *Stud. chem. Helene Willfüer* (1928). Daneben arbeitete sie auch als Redakteurin für die im gleichen Verlag erscheinenden Zeitschriften *Berliner Illustrierte Zeitung* sowie *Die*

Dame, bevor ihr mit *Menschen im Hotel* (1929) der große Durchbruch gelang. Als Anfang der dreißiger Jahre eine Dramatisierung des Romans am Broadway Premiere hatte und Pläne für eine Verfilmung des Stoffes mit Greta Garbo in einer der Hauptrollen Gestalt annahm, reiste sie in die USA und wählte Kalifornien als neuen Wohnsitz, weil sie wohl auch ahnte, welche Richtung die politische Entwicklung in Deutschland einschlagen würde. 1938 nahm sie die amerikanische Staatsbürgerschaft an, schrieb ihre Romane fortan in englischer Sprache und wohnte in Pacific Palisades in unmittelbarer Nachbarschaft von Thomas Mann und Lion Feuchtwanger. Zahlreiche Reisen in viele Teile der Welt lieferten ihr Stoffe für die nun folgenden Romane. *Liebe und Tod auf Bali* (1937) und *Hotel Shanghai* (1939) gehören zu ihren besten Texten; daneben erscheinen aber auch Romane, die weder die Leser noch die Kritik zu überzeugen vermochten.

Auch wenn Vicki Baum auf ein fast zwei Jahrzehnte längeres Leben zurückblicken konnte, so waren sie und Hans Fallada doch Zeitgenossen. Beide hatten aber keinerlei persönlichen Kontakt miteinander, und es lassen sich keine Belege dafür finden, dass sie die Bücher des jeweils anderen zur Kenntnis genommen hätten. Dennoch fallen erstaunliche Parallelen auf. Die ersten literarischen Erfolge von Fallada wie auch von Vicki Baum fallen in die zwanziger Jahre, beiden gelingt gegen Ende der Weimarer Republik mit einem bei den Lesern wie auch der Kritik erfolgreichen Roman der Aufstieg in den Kreis der etablierten Autoren, ein Erfolg, der maßgeblich von den sie betreuenden Verlagen Rowohlt bzw. Ullstein gefördert wird. Viele Werke beider Schrift-

steller werden der literarischen Richtung der Neuen Sachlichkeit zugerechnet, und auch ihre Arbeitsweise erscheint als durchaus ähnlich: am Anfang steht meist ein beeindruckendes Ereignis oder eine nachhaltige Erfahrung, gründliche Recherchen lassen den Plan zu einem Roman reifen, der dann in relativ kurzer Zeit fast rauschhaft niedergeschrieben wird. Und beiden wurde ihr Bestreben, für eine breite Leserschaft publikumswirksam schreiben zu wollen, häufig als Makel zugerechnet. Während der Zeit des „Dritten Reiches“ arbeiten Fallada und Baum allerdings unter völlig verschiedenen Bedingungen. Während Vicki Baum bei ihrem Schreiben keinerlei politischen Restriktionen unterliegt und lediglich ökonomischen Erwägungen ihrer Verlage Rechnung tragen muss, ist Fallada gezwungen, bei der Konzeption seiner Romane politisch opportune Kompromisse einzugehen oder sich mit Stoffen zu beschäftigen, die ideologisch unverdächtig erscheinen.

2020 hat der Arche Verlag den zuerst 1951 erschienenen und bislang kaum wahrgenommenen Roman *Vor Rehen wird gewarnt* neu aufgelegt, einen Roman, dem in mancher Hinsicht eine Sonderstellung im Werk von Vicki Baum zukommt. Der Titel des Buches entstammt einer Warntafel, die der im Roman eher eine Nebenrolle spielende Anwalt George Watts auf einer Englandreise gesehen hat und an die er sich wieder erinnert, als er die ihm schon länger bekannte Ann Ambros erneut trifft. Auf den ersten Blick wirkt die bei Einsetzen der Romanhandlung fünfundsechzig Jahre alte Frau zerbrechlich und hilfsbedürftig wie ein junges Reh, eine perfekte Selbstinszenierung, denn in Wirk-

lichkeit ist sie absolut egozentrisch und skrupellos berechnend und versucht die Menschen in ihrem Umfeld in ihrem Sinne zu manipulieren. „Ich kriege immer, was ich will“ – das ist ihre Handlungsmaxime, der sie ohne moralische Bedenken folgt. Überall, wo Ann Ambros aktiv wurde, hinterlässt sie verbrannte Erde.

Der aus drei Teilen bestehende Roman besitzt eine in der erzählten Gegenwart spielende Rahmenhandlung, von der aus in Rückblicken auf das Leben von Ann Ambros zurückgeschaut wird. Diese befindet sich in Begleitung ihrer Stieftochter Joy auf einer Zugreise von Kalifornien nach New York, wo sie ihren aus dem Krieg zurückkehrenden Sohn begrüßen möchte. Joy ist Ann in einer Art Hassliebe verbunden; sie durchschaut die Machenschaften ihrer Stiefmutter und verachtet sie für ihr fragwürdiges Handeln, fühlt sich ihr aber dennoch verpflichtet aufgrund der gemeinsamen Vergangenheit. Ein Gespräch mit Ann lässt für Joy zur Gewissheit werden, dass ihre Stiefmutter plant, die Ehe ihres Sohnes mit der von ihr gehassten Schwiegertochter zu zerstören. Joy, die ihren Halbbruder über alle Maßen schätzt, möchte ihn vor dem drohenden Unheil bewahren und stößt Ann auf offener Strecke aus dem fahrenden Zug. Die Suchaktionen nach dem angeblichen Unfall und das Wiederauftauchen der wider Erwarten nur leicht verletzten Ann bilden weitere Momente der Rahmenhandlung, die bedeutend zur Spannung der erzählten Geschichte beitragen.

In den Rückblenden wird der Leser zunächst mit der Kindheit und Jugend von Ann Ambros bekannt gemacht. Sie und ihre Schwester Maud entstammen einer wohlhabenden Unternehmerfamilie aus

San Francisco. Die zerrüttete Ehe der Eltern und die Zurückweisung durch die Mutter, die sie gleich nach der Geburt in die Obhut eines italienischen Kindermädchens gibt, prägen Anns Kindheit und erzeugen eine tiefe Verletztheit.

In ihrem Elternhaus verkehrt der attraktive Wiener Geigenvirtuose Florian Ambros, in den Ann sich schon als junges Mädchen verliebt hat. Ambros aber heiratet nicht sie, sondern die unscheinbare und stille Schwester Maud, und führt mit ihr und der Tochter Joy ein glückliches Familienleben. Ann hingegen heiratet offensichtlich aus Frust und Geldgier einen steinreichen Briten, den sie letztlich verabscheut, und arbeitet fortan mit den von ihr meisterlich beherrschten Mitteln der Intrige und der Manipulation daran, das Glück der Schwester zu zerstören, um dann schließlich den begehrten Mann für sich zu gewinnen und auch Mauds Tochter Joy auf ihre Seite zu ziehen. Dass Maud in relativ frühen Jahren schwer erkrankt und stirbt, erleichtert die Situation für Ann und wirkt eher wie eine Art Beistand durch die Macht des Schicksals.

Mit diesem Roman gelingt Vicki Baum das beeindruckende Psychogramm einer von Egoismus und Machtwillen beherrschten Frau. Mit überragendem Einfühlungsvermögen vermag die Autorin das Seelenleben ihrer Heldin zu sezieren, all ihre Tricks und falschen Schmeicheleien, ihre Manipulationen und Unwahrheiten herauszustellen und ihre durch keinerlei Moral eingeschränkte Handlungsstrategien deutlich werden zu

lassen. Dass es Ann an jeglicher Empathie mangelt, das macht Joy an einer Stelle des Romans deutlich: „Im Allgemeinen war sie viel zu egozentrisch, um sich zu bekümmern oder zu begreifen, was in anderen Menschen vorging; aber mit einem unheimlichen Instinkt wusste sie immer die verwundbare Stelle zu finden, dort, wo der schärfste Schmerz und der dauerndste Schaden zugefügt werden konnte.“⁵

Aber der Fokus des Erzählens richtet sich nicht allein auf die Hauptfigur. Auch der zwischen zwei Frauen hin- und hergerissene Geiger Florian Ambros und dessen Tochter Joy werden für den Leser zu ausgesprochen komplex angelegten Figuren. Der Erzählbogen umspannt mehrere Jahrzehnte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts; das große Erdbeben von 1906, die Weltausstellung sowie der Börsencrash werden in die Handlung integriert, so dass sich der Roman zu einem Gesellschaftspanorama weitert, das sich mit diesem dezidiert kritischen Blick auf die amerikanischen Verhältnisse wohl kein zweites Mal in Vicki Baums Werk findet.

Es wäre an der Zeit, das Werk von Vicki Baum wiederzuentdecken, einen genaueren Blick auf ihre häufig mit Vorurteilen bedachten Romane zu werfen und sie erneut ins Bewusstsein der Leser zu rücken. Mit der Neuauflage eines nahezu vergessenen Romans und mit der Tatsache, dass ganz fern im Osten Berlins eine kleine Straße nach ihr benannt wurde, ist allerdings erst ein bescheidener Anfang gemacht worden.

- 1 Nicole Nottelmann: *Die Karrieren der Vicki Baum. Eine Biographie*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2007, S. 129.
- 2 Vgl. hierzu: Günter Grass: *Kopfgeburten oder Die Deutschen sterben aus*. Darmstadt/Neuwied 1980, S. 41 sowie S. 118; Günter Grass: *Beim Häuten der Zwiebel*. Göttingen: Steidl 2006, S. 54 f.; Günter Grass: „Fortsetzung folgt...“. In: <https://www.nobelprize.org/prizes/literature/1999/7847-gunter-grass-nobelvorlesung/>
- 3 Zitiert nach: *Wiederentdeckung. Vicki Baums „Vor Rehen wird gewarnt“ neu aufgelegt*. In: *Hamburger Abendblatt* vom 5.5.2020 (<https://www.abendblatt.de/kultur-live/buecher/article229049305/Vicki-Baums-Vor-Rehen-wird-gewarnt-neu-verlegt.html>).
- 4 Vicki Baum: *Es war alles ganz anders. Erinnerungen*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2018, S. 457 (Die Erstausgabe erschien posthum 1962).
- 5 Vicki Baum: *Vor Rehen wird gewarnt*. Zürich und Hamburg: Arche Literatur Verlag 2020, S. 326.

Zwei neue Bücher

von unserem hfg-Mitglied Johannes Matthias Schläpfer-Wochner
(Kurzbeschreibung)

DIE REDAKTION



Ond zTroge machids gschydi Lüt

Die Kantonsschule Trogen gehört zu den ältesten öffentlichen Mittelschulen der Schweiz. Vor 200 Jahren wurde der Grundstein gelegt, heute besticht die Institution durch ihre Einmaligkeit: Es ist die einzige Kantonsschule der Schweiz, die auf ihrem Campus neben einem Gymnasium, einer Fachmittel- und Wirtschaftsmittelschule auch eine Sekundarschule führt. Anlässlich des runden Geburtstags hat der ehemalige Prorektor Johannes Schläpfer eine Jubiläumsschrift verfasst, die Entwicklungen dokumentiert und

diese mit vielen Zitaten untermauert. Der Blick in die Geschichte der Kantonsschule von Appenzell Auserrhoden fördert das Verständnis, wie eine zukunftsweisende Idee einiger gebildeter Männer zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu einem Aushängeschild des Kantons geworden ist. Die bauliche Entwicklung, das stets wichtige Zusammenspiel zwischen Behörden, Schulleitung und Lehrerschaft kommen dabei ebenso zur Sprache wie die an der Kantonsschule beheimateten Vereine, die das kulturelle Leben bis heute bereichern.

Schmuck aus Haar

Germanist und Historiker Johannes Schläpfer aus Teufen hat zum Kunsthandwerk der Haarflechterei geforscht. Dabei hat er den bis anhin im Appenzellerland unbekanntesten Innerrhodener Künstler Johann Anton Seraphin Broger entdeckt, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nachweislich bis nach Berlin wanderte und dort über Jahre tätig war. Ob in Literatur, Religion, Heilkunst oder als Schmuck – das Haar spielte schon immer eine zentrale Rolle. Die Verwendung des Haars für Kunstobjekte ist seit dem Ende der Barock-



zeit nachweisbar. Der weit über die Kantonsgrenze hinaus bekannte Jakob Schiess aus Appenzell ist der jüngste noch aktive Haarflecht-künstler. Seit einem Verkehrsunfall 1998 widmet er sich mit großem Geschick dieser Passion. Im Buch werden die einzelnen Schritte vom Haar bis zum fertigen Schmuckstück in Wort und Bild dargestellt. Gleichzeitig schildert der Autor die Bedeutung des Haars im Verlauf der Geschichte, erläutert den kulturgeschichtlichen Hintergrund des Kunsthandwerks und porträtiert lebende wie verstorbene Haarflecht-kunstschaffende.

Kringel à la Ringel – auf den Routen des reisenden Artisten Joachim Ringelnatz

Wettbewerb um Stadtgedichte findet Echo in 98 Städten im deutschsprachigen Raum



© Ringelnatz-Verein



Dr. Viola Heß © Ringelnatz-Verein

VIOLA HEß

Wurzen. Wie verbindet man das Geburtshaus von Joachim Ringelnatz in Wurzen, in der sächsischen Provinz, mit all den Orten, wo der vielseitige und umtriebige Künstler letztlich wohnte, wirkte, auftrat und Spuren hinterließ? Wichtige Orte auf der Landkarte dieser Spuren sind München und Berlin, Hamburg und Wien, Stuttgart und Mannheim und viele mehr. 1927 hat Joachim Ringelnatz sich selbst mit *Briefe eines reisenden Artisten* ein literarisches Denkmal gesetzt. Vor allem Stadtgedichte, aber auch Reisebeobachtungen eint der Band.

Beim Literarischen Colloquium Berlin fand der Joachim-Ringelnatz-Verein in Gestalt des Bundesförderprogramms „Und seitab liegt die Stadt“ den finanziellen Rückenwind, auf besondere Weise die Spuren auf der Landkarte des

reisenden Artisten sichtbar zu machen: Als Lyrikwettbewerb, verbunden mit der Bitte, des in Wurzen Geborenen mit Gedichten aus der eigenen Stadt zu gedenken. Der als Partner gewonnene Literaturwissenschaftler Dr. Michael Ostheimer fügte der Spurensuche an Orten das literarische Vorbild hinzu: Peter Rühmkorf stand mit seinem Gedicht *Kringel für Ringel* nicht nur mit einer literarischen Verbeugung Pate, er gab der literarischen Spurensuche auch den Namen „Kringel à la Ringel“. Überdies interessiert den Literaturwissenschaftler etwas, das er literarischen Echoraum nennt, die Wirkung der am Ort entstandenen Lyrik über fast einhundert Jahre seit Erscheinen der Reisebriefe in der Gegenwart des Ortes. Technisch modern ausgestattet suchte er alle in Ringelnatz' Reisebriefen lyrisch bedachten Städte auf und lauschte dem Echo von Ringelnatz'

Texten im heutigen Umfeld nach. So entstanden als Reisespuren Videopodcasts, denen man auf Instagram, Facebook oder YouTube folgen kann.

Mit Flyern und Postern zum Wettbewerbsaufruf war reichlich Post aus Wurzen an Städte mit erhofften Ringelnatzspuren abgegangen, unterstützt von digitalen Aufrufen, die das Schneeballprinzip der Verbreitung bestens beförderten. Vom Erfolg hing viel ab, soll doch die Dauerausstellung im Ringelnatz-Geburtshaus im nächsten Jahr auch anhand dieser Gedichte die Spurensuche auf der Landkarte des Wirkens von Ringelnatz zeigen und den literarischen Echoraum mit den Kringeln à la Ringel dauerhaft erlebbar machen.

Die Resonanz war großartig. 173 Dichterinnen und Dichter im gesamten deutschsprachigen Raum sandten Gedichte ein, manche



Patrick Wilden
Foto: Stefan Buergel



Carl-Christian Elze
Foto: H. K. Beck



Ilse Maria Gintrowski
© Ilse Maria Gintrowski



Peter Wawerzinek
Foto: Gezetz

mehrere, so dass am Ende 260 Werke in die Wertung durch die Jury gingen. Die am weitesten entfernten Absender schickten ihre Werke aus Portugal und Griechenland.

Das kürzeste Gedicht kam aus Hamburg vom Liedermacher und Kabarettisten Johannes Kirchberg und war zwei Zeilen lang. Das umfangreichste dichterische Konvolut sandte Peter Wawerzinek ein, der schlichtweg alle Städte zum lyrischen Thema machte, die Ringelnatz in *Briefe eines reisenden Artisten* 1927 selbst mit Versen bedacht hatte. Ringelnatz-Begeisterte in Österreich und der Schweiz zeigten sich der Werke des reisenden Artisten ebenso kundig wie in Deutschland. Zu 98 Städten äußerten sich Ringelnatz-Begeisterte mit lyrischen Echos.

Die knifflige Aufgabe, dichtend einen Bezug zum Dichter herzustellen, wurde oft überraschend und auf unendlich vielfältige Weise gelöst, besonders dann, wenn Ringelnatz die Stadt nie selbst beehrt hatte. Zur Freude des Vereins machten die Fülle und der lyrische Ideenreichtum der Einsendungen der Jury die Aufgabe besonders schwer.

Das Gremium wählte folgende Preisträger aus:

1. Preis: Patrick Wilden
 2. Preis: Carl Christian Elze
 3. Preis: Ilse Maria Gintrowski
- Sonderpreis „Wurzener Extra“:**
Peter Wawerzinek für sein umfangreiches Konvolut von Stadtgedichten, angelehnt an Ringelnatz' *Briefe eines reisenden Artisten*

Leider verhinderte die Coronapandemie eine öffentliche Preisverleihung. Der Verein zeichnete den auch ohne Publikum ehrenvollen Akt deshalb per Video auf. Auf dem YouTube-Kanal des Ver-

eins finden sich Wettbewerbsaufruf und Preisverleihung ebenso dokumentiert wie Michael Ostheimers Videopodcasts auf den Spuren des reisenden Artisten anhand der Reisebriefe. Alle Information dazu findet sich auf der Website www.ringelnatz-verein.de.

Die Jury unterstützt den Verein überdies dabei, die besten der 260 Gedichte in einer Anthologie zu vereinen. Das Buch wird mit der Ausstellung im Ringelnatz-Geburtshaus im Crostigall 14 verbunden, die dem literarischen Wirkungsraum von Ringelnatz gewidmet ist. Ihr Titel: *Vom Crostigall nach überall*.



Preisverleihung © Ringelnatz-Verein

Der Ringelnatz-Sommer 2022

Eine Nachschau



Poetry-Slam-Meister Fabian Navarro © Ringelnatz-Verein



Fabian Navarro © Ringelnatz-Verein

Wurzen. So viele Gäste wie noch nie besuchten den Ringelnatz-Sommer 2022 in Wurzen. Zu den 15 Veranstaltungen rund um den Geburtstag des in Wurzen geborenen Literaten, Kabarettisten und Malers am 7. August zählte der Ringelnatz-Verein 626 Besucher. Der Verein als Organisator ist mit dem Ergebnis mehr als zufrieden. „So viele Gäste hatten wir noch nie“, bilanziert die Vereinsvorsitzende Viola Heß, „und auch noch nie so viele Gäste von außerhalb. Es haben sich viele Ringelnatzfreunde auf den Weg nach Wurzen gemacht, aus Leipzig, Halle, Dresden, Dessau, Hannover...“ Im vergangenen Jahr unter Corona-Beschränkungen zählte der Verein gerade 350 Besucher zu den Festivalveranstaltungen. Dabei blieb auch 2022 der eigentliche Mittelpunkt des Festivals, das Geburtshaus des Dichters in Wurzen, noch Baustelle. Erst im nächsten Jahr soll der Ringelnatz-Sommer erstmalig in und um dem aufwändig von der Stadt Wurzen, dem Land Sachsen

und der Ostdeutschen Sparkassenstiftung sanierten Geburtshaus des als Hans Bötticher geborenen Dichters seinen zentralen Ort finden. Spielfreudig will der Verein weiterhin den städtischen Raum mit dem Ringelnatz-Kunstpfad und der Ausstellung zum Leben des reisenden Artisten im Museum der Stadt einbeziehen.

Das Ringelnatz gewidmete literarische Festival in Wurzen hat eine lange Tradition. Ursprünglich luden der Ringelnatz-Verein und das Museum Wurzen über den Sommer stets zu einer Ringelnatz gewidmeten Ausstellung und mehreren Lesungen ein. Angeregt von den Fallada-Tagen im Partnerverein, der Hans-Fallada-Gesellschaft e.V. in Carwitz, konzentrierten die Wurzener Ringelnatzfreunde ihr Angebot zunächst auf ein, später auf zwei Wochenenden rund um Ringelnatz' Geburtstag am 7. August. In einer bislang touristisch schwach entwickelten Region entsteht so ein konzentriertes Kulturangebot, das

sich auch an Kultur- und Bildungstouristen der nahen Großstädte im mitteldeutschen Raum wendet. Bis heute setzt der Ringelnatz-Sommer dabei überwiegend auf die kleine Form zur Vermittlung von Texten aus Ringelnatz' Feder und von Texten seiner Zeitgenossen, auf Vorträge zu Aspekten von Ringelnatz' Leben, und auf Führungen, in denen sich Wurzen als Ringelnatzstadt auf besondere Weise entdecken lässt.

Die unerwartet hohe Besucherzahl bestätigt den Verein in seinem Konzept. Er möchte sowohl dem kenntnisreichen Ringelnatz-Freund als auch dem neugierigen Interessenten etwas bieten und das möglichst als feines, nachwirkendes Erlebnis. Der Vortrag von Gedichten ist dabei den Lyrikern der Gegenwart vorbehalten; 2022 wurden Gäste mit einer Lesung von Andreas Reimann aus seinem Liederband belohnt, aber auch in die Erinnerungen seines Großvaters entführt, der als Kabarett- und Theaterdirektor Ringelnatz nach Leipzig

auf die Bühne holte und zeitlebens sein Förderer blieb. Der Poetry-Slam-Meister Fabian Navarro faszinierte mit computergenerierter Lyrik vor allem das junge Publikum. Ringelnatz' Werk selbst verführte auch 2022 Schauspieler zu ganz eigenen Interpretationen mit hohem Schauwert und dichten Lachsalven. Allein die Annäherung an Ringelnatz im neuen Programm „Öffentliche Probe“ von Jörg Schüttauf und Holger Umbreit zog 180 Besucher an.

Danke sagt der Verein besonders dem Kulturhistorischen Museum der Stadt, das sich mit der ältesten Ringelnatz-Sammlung Deutschlands als Partner des Festivals weiter umfassend einbringen wird, und dem Kulturbetrieb Wurzeln, der das Festival finanziell und technisch sehr gut unterstützte. Eine dreijährige Konzeptförderung durch die Kulturstiftung des Freistaates Sachsen ermöglichte zudem, den Rahmen des Festivals

weit zu fassen und mehr Veranstaltungen anzubieten.

Von jedem Festival soll etwas ausgehen und etwas bleiben, nehmen sich die Veranstalter vor. 2022 trägt das Schauspieler-Duo Jörg Schüttauf und Holger Umbreit sein Ringelnatzprogramm in Deutschland von Ort zu Ort und von jeder Aufführung wird eine Summe für die weitere Ausstattung des Ringelnatz-Geburtshauses an den Verein gehen. Bleiben wird ein Kunstwerk, das erste für den neu entstehenden Ringelnatz-Kunstpark. Drei Entwürfe standen zur Debatte.

Die Jury wählte den Entwurf von Mike Haldi zum Ringelnatz-Gedicht *Im Park* aus. Noch 2022 soll das Kunstwerk im gerade entstehenden Ringelnatz-Park hinter dem sanierten Geburtshaus eingeweiht werden.

Der Joachim-Ringelnatz-Verein hat inzwischen seine Reihe *Freitags im Crostigall 14*, gleichfalls inspi-

riert von der Freitagsreihe bei Fallada, mit neuen Überraschungen aus Literatur, Kabarett und Theater geplant. Am 26. August las der Ringelnatz-Preisträger Carl-Cristian Elze, vom Börsenverein des deutschen Buchhandels gerade auf die Longlist des Deutschen Buchpreises 2022 gesetzt, aus seinem soeben veröffentlichten Roman *Freudenberg*. Die Reihe lädt ein zum Stöbern im sächsischen Bücherkoffer des Literaturreates von Sachsen, zum Schmökern in Weihnachtsbriefen großer Literaten und weiteren Adventsüberraschungen.

alle Veranstaltungen auf www.ringelnatz-verein.de

Die Redaktion dankt Frau Dr. Viola Heß für die Bereitstellung dieser Presseerklärung und der Fotos.



Ringelnatzprogramm von Jörg Schüttauf und Holger Umbreit © Ringelnatz-Verein

Hans Fallada in der Schönholzer Heide in Berlin Pankow

Eine kleine Nachlese



ANDREA KOSCHWITZ
(Mitglied des Freundeskreis
Chronik Pankow e.V.)

Nur etwa einen Kilometer von der letzten Wohnstätte Hans Falladas im heutigen Rudolf-Ditzen-Weg 19 entfernt, hatte am 3. und 4. September 2022 das Naturtheaterkollektiv NordOst (Christine Boyde, Andrea Czesiński, Klaus Dobbrück, Andrea Koschwitz, Wolf Koschwitz und Laura-Sophia Schulz) zu einem sehr ungewöhnlichen Fallada-Wochenende in das ehemaligen Heidetheater in der Naturschutzzone Schönholzer Heide in Berlin Pankow eingeladen. Mit Unterstützung der Musikschule „Béla Bartók“ Pankow und dem RBB Kultur fand dort an beiden Tagen neben einer Raumklang-Performance unter dem Titel *Fundort: Heidetheater* ein abwechslungsreiches Programm statt.

Schon seit dem Sommer 2021 arbeitet das Naturtheaterkollektiv NordOst an seinem künstlerischen Vorhaben, an einzigartigen Orten im öffentlichen Raum mit modernen sowie nachhaltigen künstlerischen und technischen Mitteln besondere künstlerische Ereignisse zu kreieren, die historische Ereignisse sowie Kunst und Kultur (bei freiem Eintritt) für unterschiedlichste Zuschauerschichten erlebbar machen.

An diesem ersten sonnigen Septemberwochenende 2022 lud das Naturtheaterkollektiv seine Zuschauer nach einer musikalischen Eröffnung durch das *Weißensee Quartet* (Musik für vier Saxophone) dazu ein, bei einem Spaziergang auf Zeitreise zu gehen – in das Mitte der 1950er Jahre im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes errichtete Heidetheater mit seinen damals 2.500 Sitzplätzen.

Den musikalischen Darbietungen folgte das Fallada-Hörspiel des RBB Kultur *Fallada. Ein Leben im Rausch* mit seinem dritten, dem „Pankower Teil“, gesprochen von Rainald Grebe als Hans Fallada und Tilla Kratochwil als Anna Ditzen. In weiteren Rollen: Johannes Benecke, Bettina Hoppe, Georg Kardaetz, Ulrich Noethen, Jutta Wachowiak und Lutz Wessel; Komposition: Steffen Schleiermacher; Regie: Ulrich Lampen.

Es wurde zu einem ungewöhnlichen gemeinsamen Hörerlebnis, denn Falladas Lebensende in Pankow, die Niederschrift seines

Fotos: Andrea Koschwitz.

letzten Romans *Jeder stirbt für sich allein* und sein früher Tod, nur wenige Kilometer von den historischen Orten entfernt, entfalteten in Anwesenheit der beiden Autoren eine ganz eigene Intensität.

Am nächsten Tag konnten die ca. 90 Zuschauer mit kabellosen Kopfhörern und einem akkubetriebenen Soundsystem ausgestattet, mit unserem Feature in die Geschichte des Heidetheaters, der ehemaligen Freilichtbühne, eintauchen. Es

spielten Jonathan Höhne und Arnaud Poumarat (Akkordeon) sowie die Hornquartette LunaCornis: Johannes Schrammek, Pepe Böttcher, Robert Häcker (Horn), Oskar Weber (Tuba) und SolarCornis: Ole Rempe, Clara Rosenkranz, David Grünewälder, Fridolin Körner von der Musikschule „Belá Bartok“ in Pankow.

Auch die von der bekannten Schauspielerin Heike Jonca für Kinder und Erwachsene gelesene

Geschichte vom Mäuseken Wackelohr stieß auf großes Interesse und erfreute das Publikum.

Der Zuschauerandrang war groß und die Atmosphäre sehr entspannt und persönlich. Das Publikum war begeistert und die kleinen und großen Künstler zeigten sich sehr beeindruckt von dem ungewöhnlichen Naturtheatererlebnis.

Das Erich Kästner Haus für Literatur stellt sich vor

NOËLLE WAIBEL-RICHARD

Im Herzen der Dresdner Neustadt, in der Villa Augustin am Albertplatz, befindet sich Das Erich Kästner Haus für Literatur. Anfang des vergangenen Jahrhunderts wohnte hier Franz Augustin, ein vermöglicher Onkel Erich Kästners, mit seiner Familie. Heute befinden sich hier das mobile interaktive micromuseum® für Erich Kästner mit Museumsshop, Literaturcafé und umfassendem Veranstaltungsbetrieb.

In unmittelbarer Nähe zur Villa Augustin gelegen und in nur zehn Gehminuten zu erreichen ist das Geburtshaus Erich Kästners: Die Königsbrücker Straße Nr. 66. Hier wurde er am 23. Februar 1899 als erstes und einziges Kind von Ida und Emil Richard Kästner in der kleinen Mansardenwohnung im vierten Stock geboren. Wenig später zog die kleine Familie um, nur ein paar Häuser weiter, in die Nr. 48 der gleichen Straße. In seiner autobiografischen Kindheitserzählung

Als ich ein kleiner Junge war setzte er diesem wichtigen Kindheitsort – zwar zu seinem großen Bedauern ohne Garten, aber mit Hinterhof, Teppichstange und Treppenhaus ebenfalls abenteuerlich – nachdrücklich und humorvoll ein Denkmal, spielen doch die meisten Kindheitsschilderungen in eben jenem Haus. Mit der Nr. 38, in die Kästners in späteren Jahren zogen, rückten sie noch ein Stückchen näher an den Albertplatz mit seinem Wohlstand markierenden Villen – bis dorthin schafften sie es jedoch nie.

Wer aus der Königsbrücker kommend die Villa Augustin ansteuert, kann schon von weitem eine kleine Gestalt auf der Gartenmauer sitzen und nachdenklich und aufmerksam zugleich das Treiben auf dem verkehrsreichen Albertplatz beobachten sehen. Hier, zwischen Fliederbüschen verborgen, war der Lieblingsplatz des jungen Erich Kästners, wenn er wie so oft zu Besuch gekommen war, um beispielsweise mit seiner Cou-

sine Dora (eigentlich immer nur „Pünktchen“ gerufen) zu spielen. Seit 1999 sitzt der kleine Junge nun wieder dort und beobachtet – als Bronze des ungarischen Künstlers Mátyás Varga.

Die gesamte Kindheit und Jugend Erich Kästners spielte sich rund um den Dresdner Albertplatz ab – die Dresdner Neustadt ist der Kästner-Kiez. Zeit seines Lebens hatte Erich Kästner ein besonderes Verhältnis zu seiner Heimatstadt und kam oft zu Besuch, auch nachdem er schon nicht mehr dort wohnte. Denn mit 19 Jahren, das Abitur druckfrisch in der Tasche, zog er zum Studium nach Leipzig. Parallel arbeitete er bereits für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften; der Arbeit für die *Neue Leipziger Zeitung* verdankt er u.a. die Bekanntschaft mit einem anderen Erich: Erich Ohser alias e. o. plauen – der Fallada-Fans nur allzu gut bekannt ist, und dessen markige Zeichnung von Fallada die Hans-Fallada-Gesellschaft schmückt.

Ab 1927 lebte Erich Kästner in Berlin, die Jahre der Weimarer Republik sind beeindruckend produktiv. Er publizierte Gedichtbände (u.a. *Herz auf Taille*, 1927), Kinderbücher (u.a. *Emil und die Detektive*, 1929) und arbeitete für verschiedene Medien wie Kabarett, Rundfunk, Film. 1933 mit Publikationsverbot belegt, blieb er während der gesamten Zeit des nationalsozialistischen Regimes und den Zweiten Weltkrieg über in Berlin. Erst kurz vor dessen Ende zog Erich Kästner über einen kleinen Umweg nach München, der vierten und letzten Kästner-Stadt. Hier arbeitete Kästner u.a. als Feuilletonleiter der *Neuen Zeitung*, gab eine Jugendzeitschrift – den *Pinguin* – heraus, schrieb fürs Kabarett und engagierte sich vielfältig (von 1951 bis 1962 war er Präsident des westdeutschen PEN) für ein friedliches Miteinander ohne Gewalt, Krieg und soziale Ungleichheit.

Zurück in die Villa Augustin: Das mobile interaktive micromuseum® für Erich Kästner ist ein Pilotprojekt der ausgehenden 90er-Jahre und das visionäre Konzept des Architekten Ruairí O'Brien. Am 23. Februar 2000, pünktlich zu Erich Kästners 101. Geburtstag, wurde es eröffnet.

Die Dauerausstellung zeigt den weltbekanntesten Kinderbuchautor, Gebrauchsliteratur, Journalisten und Medienmann als exemplarischen deutschen Autor des 20. Jahrhunderts, dessen Themen und Stimme bis heute Gültigkeit haben. Korrespondierend mit der Bausteinstruktur der Museumsarchitektur wird nicht ein vorgefertigtes Bild Erich Kästners, sondern es werden verschiedene Facetten von Leben und Werk gezeigt.

Das zukunftsgerichtete Museumskonzept bietet hierzu bei bewusst geringem Ressourcenverbrauch zahlreiche spannende Informationen auf verschiedenen Ebenen, mit denen sich Besucherinnen und Besuchern aller Generationen spielerisch die komplexe Kästner-Welt erobern können. Angeboten wird eine Methodik der Informationsvermittlung, die auf selbstbestimmtes informelles Entdecken, auf eine Neukontextualisierung der Museumsgegenstände und des eigenen Wissens setzt. Staunen, Spaß, Verstehen, Autonomie und Zeit – das möchte dieses Museum seinen Gästen schenken.

Neben dem Museumskern, der ausgewählte Originale Kästners zeigt, befinden sich in den beweglichen Säulen Materialien und Informationen, die thematisch gegliedert sind und von den Besucherinnen und Besuchern selbst erschlossen werden können. Thematisch setzt die Dauerausstellung dabei folgende Schwerpunkte:

Erich Kästner, ein Deutscher aus Sachsen: Biografie und Heimat

Es werden Exponate von den literarischen Anfängen in Leipzig und Dresden bis zur autobiografischen Reflexion ausgestellt. Auch die Rezeption in Sachsen und der DDR gehört zu diesem Themenbereich.

... der Mann zwischen den Stühlen. Kästner – Außenseiter wider Willen

Erschlossen werden soll hier der Moralist und Gesellschaftskritiker Erich Kästner. Wo gehört er hin? War er in Leben und Werk selbst ein Verfechter bürgerlicher Werte, geht es in diesem Themenbereich um sein gesellschafts-

politisches Engagement und die Widersprüche im privaten wie im öffentlichen Leben. Dies betrifft die Zensur im „Dritten Reich“, die Unterdrückung seines Werkes ebenso wie seine privaten Beziehungen zu anderen.

Sie müssen wieder wie Kinder werden ... Kästners Utopie

Der dritte Schwerpunkt lautet: Kinder. Die Kinder sind die positiv Anderen in Kästners Werk, die seine Rolle als „Moralist“, die ihn – den Außenseiter – dann doch als den eigentlichen „Innenseiter“ rechtfertigen. Hier geht es um Kinderliteratur, -film, -theater und die Utopie des Kindlichen.

Kästner und die Medien

Dieser Schwerpunkt ist dem Autor zwischen den Medien gewidmet. Er rekonstruiert Kästners „Modernität“ und Geschick in der Nutzung der Printmedien, des Rundfunks, aber auch der klassischen visuellen Medien – vor allem des Films, des Theaters, des Kabarett.

Wer nun beim Lesen neugierig geworden ist und direkt loskästnern möchte, kann sich mit dem kostenfrei abrufbaren Audioguide auf einen Entdeckungsriff durch Erich Kästners Leben und Werk mitnehmen lassen – oder beim nächsten Dresden-Besuch im Erich Kästner Haus für Literatur einkehren. Diese und alle aktuellen Informationen und der Link zum Audioguide finden Sie unter www.kaestnerhaus-literatur.de

„Sind Elise und Otto Hampel Helden für Sie?“¹

CHRISTIAN WINTERSTEIN

Diese Frage stellte mir Annika Kirschke, Deutschlehrerin, am Ende einer Videokonferenz mit ihrer 11. Klasse der Freien Waldorfschule Markgräflerland (Baden-Württemberg) im Juli 2021. Sie und ihre Schülerinnen und Schüler wollten mehr über die historischen Vorbilder der Protagonisten in Hans Falladas Widerstandsroman *Jeder stirbt für sich allein* (posthum 1947 erschienen) wissen, steckte man doch mitten in der Probenarbeit zu einer selbst entwickelten Theaterfassung zum Roman.

Ich bejahte die Frage. Später dachte ich darüber nach, ob die Bezeichnung „Helden“ wirklich angemessen ist, um den Hampels und ihrem Widerstand, den sie gegen das nationalsozialistische Regime leisteten, gerecht zu werden sowie unser Verhältnis zu ihnen, unseren Blick auf sie, präziser zu fassen.

Helden

Im Duden-Wörterbuch wird der „Held“ mit den Eigenschaften „unerschrocken, mutig, tapfer“ und „furchtlos“ in Verbindung gebracht; die „Heldin“ darüber hinaus mit „opfermütig“. Beide vollbringen „ungewöhnliche“ und „kühne Taten“ und zeigen damit eine „innere Kraft“.² Folgt man zunächst diesem allgemeinen Verständnis, erfüllen die Hampels viele der Attribute, die man Helden normalerweise zuschreibt.³

Beharrlich verteilte das Arbeiterehepaar zwischen September 1940 und September 1942 an seinem Wohnort im Berliner Wed-



Ermittlungsfoto Elise Hampel © Bundesarchiv



Ermittlungsfoto Otto Hampel © Bundesarchiv

ding in Hauseingängen und Treppenhäusern mehr als 200 selbstverfasste Postkarten und Briefbogen, auf denen es zum Sturz des Hitler-Regimes und zur Beendigung des Krieges aufrief. Zuvor gaben die Hampels kleine Posten auf, die sie bekleideten: Otto Hampel (1897–1943) war für kurze Zeit, vermutlich 1935, Blockwaller bei Siemens-Schuckert, wo er als Maschinenarbeiter beschäftigt war; Elise Hampel (1903–1943) quittierte im September 1940 ihren Dienst bei der NS-Frauenschaft, einer Parteilgliederung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP), nachdem sie es dort bis zur Zellenleiterin gebracht hatte. Ein einsamer Mut, den nur wenige Deutsche zu der Zeit aufbrachten.

Die Hampels, die kaum eine Volksschulbildung besaßen, wuchsen in ihrem Widerstand über sich hinaus; denn obwohl das Schreiben ihnen erkennbar nicht besonders lag, wurde es ihnen dennoch zum klug angewandten Mittel, Unmut und Protest kundzutun und die Leserinnen und Leser ihrer Widerstandsschriften aufzufordern, ebenfalls Widerstand zu leisten.⁴ Es zeigt sich in ihrem Handeln eine innere Stärke, nämlich in ihren Herzen trotz brutaler Herrschaft die Empfindung für Gerechtigkeit bewahrt und zugelassen zu haben. Die Erschütterung über den Tod ihres jüngeren Bruder Kurt Lemme, der im Juni 1940 als Angehöriger eines Panzerregiments im Frankreichfeldzug bei Amiens gefallen



Innenansicht des Hinrichtungsraumes Plötzensee mit Fallbeil, Mai 1945
 © Gedenkstätte Deutscher Widerstand



Gedenkstätte Plötzensee Foto: Christian Winterstein, 2021

Verrat

Die drohende Macht des Staatsapparates war übergroß. Bei der Wohnungsdurchsuchung fand man eine angefangene Karte. Den Hampels blieb nichts weiter übrig, als zuzugeben, dass sie die Kartenschreiber und -verteiler gewesen waren. In den Vernehmungen bat Otto Hampel, ihn als „Hauptschuldigen“ anzusehen, während Elise Hampel darauf bestand, als ebenso „schuldig“ betrachtet zu werden wie ihr Mann. Sie zeigten damit ihre gegenseitige Solidarität.

Eine Irritation entsteht jedoch, wenn man in den Nazijustizakten liest, wie das Ehepaar später, nach der Verurteilung zum Tode durch den Volksgerichtshof am 22. Januar 1943 in den Begnadigungsanträgen miteinander umging. Sie wurden zum Tode verurteilt wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“, „Zersetzung der Wehrkraft“ und „landesverräterischer Feindbegünstigung“. Die in den Verhörprotokollen der Gestapo dokumentierte Solidarität wich einem gnadenlosen Überlebenskampf. Elise, so ihre Angehörigen, sei von ihrem Mann zum Widerstand „verleitet“ worden. Otto wiederum führte aus, von seiner Frau unter Druck gesetzt worden zu sein. Jeder wälzte die „Schuld“ auf den anderen ab. Nützen sollte es keinem von beiden: Elise und Otto Hampel wurden am 8. April 1943 im Hinrichtungsschuppen der Strafanstalt Berlin-Plötzensee in einem zeitlichen Abstand von zwei Minuten mit dem Fallbeil enthauptet.

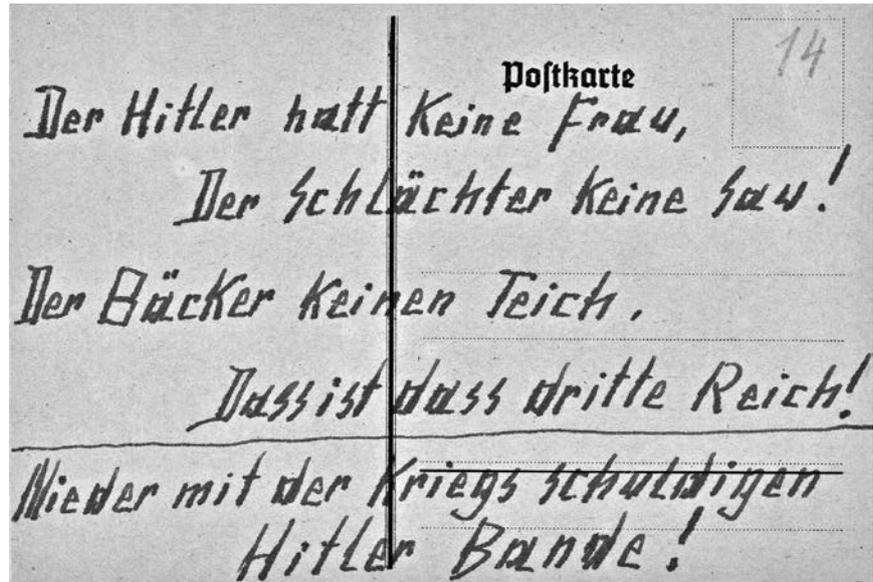
Bei den Schülerinnen und Schülern der 11. Klasse der Freien Waldorfschule Markgräflerland führte die Information über den gegenseitigen Verrat zunächst zu einer gewissen Spielhemmung, wie mir Frau Kirschke später erzählte. Es

war, benannte Elise Hampel bei ihrer Vernehmung vor der Gestapo als ausschlaggebenden Grund, in den Widerstand gegangen zu sein. Elise und Otto Hampel wurden im September 1942 beim Ablegen einer Karte auf frischer Tat ertappt, denunziert und etwas später, im Oktober 1942, verhaftet.⁵

zeigt sich demnach ein erstes Problem mit der Bezeichnung „Helden“: Sie birgt die Möglichkeit der Enttäuschung in sich. Die Fallhöhe zwischen Idealisierung und Enttäuschung kann dabei recht hoch sein.⁶ Die Schülerinnen und Schüler mussten sich, da sie sich mit dem Roman Falladas eingehend befasst hatten, in dem sich die Protagonisten Otto und Anna Quangel bis zu ihrem Ende in Worten und Gedanken ganz nahe sind und sich gegenseitig stützen, fast zwangsläufig fragen: Waren demgegenüber ihre historischen Vorbilder tatsächlich „richtige“ Widerstandskämpfer und Helden? Hier zeigt sich ein zweites Problem: In die Bezeichnung „Helden“ passen Grautöne nicht so gut, die uns zu einer tiefergehenden Betrachtungsweise auffordern könnten. In ihr steckt immer etwas Fremdes, was mit den Personen, die als „Helden“ bezeichnet werden, mitunter gar nichts zu tun hat: Sie ist eine Projektionsfläche für unsere Wünsche, wie es gewesen sein sollte, aber im wirklichen Leben häufig nicht gewesen ist.

Gebrochene Helden

Mit der Bezeichnung „gebrochene Helden“ könnte eine differenziertere Betrachtungsweise auf den Fall Hampel gelingen, denn mit ihr lässt sich fragen, was wurde gebrochen, und wer hat gebrochen? Für mich sagt der Zusammenbruch der Solidarität erst einmal etwas über das Regime aus, das sie bekämpften und dessen ganze Ausrichtung darin bestand, Menschen auf Linie zu bringen beziehungsweise die, die sich dabei als widerständig erwiesen, zu drangsalieren, zu brechen und zu vernichten. Die Bezeichnung „gebrochene Helden“ öffnet den Blick auf die gesellschaftlichen Verhält-



Hampel-Postkarte © Bundesarchiv

nisse, in denen die Hampels unter ständiger Bedrohung ihrer Freiheit und ihres Lebens mittels ihrer Postkarten und Briefbogen „Nein“ zur Diktatur, „Nein“ zur sozialen Entrechtung und „Nein“ zur Fortführung des Krieges sagten. Die Berücksichtigung der diktatorischen Verhältnisse und des Terrors der Nazis und der aus diesen Umständen resultierenden individuellen Not bewahrt davor, die Hampels vorschnell moralisch zu verurteilen. Wissen wir denn, ob wir aufrecht und solidarisch geblieben wären in einer solchen Situation, den Tod vor Augen? Bernd F. W. Springer schreibt dazu in seinem Aufsatz *Ist Widerstand eine moralische Pflicht?*: „[...] trübt es das Bild des historischen Ehepaars Hampel wirklich, wenn man sehen muss, dass nicht jeder Mensch dem Tod auf dem Schafott mit jener vollkommenen Ruhe und Gelassenheit entgegen sehen kann, wie es ein Martin Bonhoeffer in seinen letzten Aufzeichnungen aus dem Gefängnis von sich bezeugt hat? Tut es dem von ihnen bezeugten Mut wirklich Abbruch, wenn er sie nach dem Todesurteil in der Einsamkeit der Gefängnis-

zelle verließ? Wenn man ihnen die Nutzlosigkeit, die Naivität ihres Widerstandsversuchs in zahllosen Verhören vor Augen gehalten hat, sie den Sinn ihrer Tat nicht mehr sehen können und sie nur noch von der Hoffnung beseelt sind, ein wenig weiter leben zu dürfen?“⁷

Verhalten, Schuld und Handeln in einer Diktatur

Die Bezeichnung „gebrochene Helden“ kann also zu mehr Verstehen führen, aber ist es wirklich so wichtig, danach zu fragen, ob jemand ein (gebrochener) Held oder eine (gebrochene) Heldin ist? Ist es nicht viel wichtiger, die Frage zu klären, wie man sich grundsätzlich in einer Diktatur verhalten sollte?

Für mich steht bei den Hampels nicht der Moment ihrer Schwäche, sondern ihre Stärke im Vordergrund: Im Gegensatz zu den meisten Deutschen lösten sie sich aus der Anpassung an die diktatorischen Verhältnisse. Sie wollten keine Untertanen mehr sein. Sie überwandern ihre Angst und entschieden sich fürs Handeln. Sie handelten in dem Wunsch und in der Hoffnung, dass die Unterdrückung und das Morden endlich

ein Ende haben mögen. Im Widerstand, beim Kartenschreiben und -verteilen handelten sie in Übereinstimmung mit ihrem Gewissen, fanden zu sich selbst und wurden gleichzeitig aufmerksam für das Leiden anderer.

Für den Literaturwissenschaftler Bernd F. W. Springer stehen die Hampels damit auf einer hohen ethischen Stufe, weil sie im Angesicht des Unrechts, das anderen widerfuhr, mit ihrem Widerstand ihr eigenes Leben riskierten. Sie kamen ihrer Pflicht zum Widerstand nach und verließen ihren Irrweg, das Regime anfangs unterstützt zu haben. Damit haben sich die Hampels, so Springer in Anlehnung an den Schuldbegriff des Philosophen Karl Jaspers, weder „metaphysisch“ noch „moralisch“ oder „politisch“ schuldig gemacht.⁸

Entscheidend ist es also, keine Schuld auf sich zu laden. Keine Schuld auf sich laden bedeutet: Hinschauen dort, wo andere wegschauen. Sensibel werden für das Leiden der Mitmenschen dort, wo andere abstumpfen. Handeln dort, wo andere sich raushalten und resignieren. Sich hinterfragen dort, wo andere in ihrem gewohnten Trott weitermachen.

Wenn man dies als Ergebnis auf die Frage, wie man sich in einer Diktatur verhalten sollte, aus einem historischen Beispiel wie dem Widerstand des Arbeiterhepaares Hampel mit jungen Leuten herausarbeiten kann, dann kann man es in der Bildungsarbeit anschließend für Themen aus ihrer Lebenswelt öffnen: zum Beispiel Mobbing in der Schule, Hetze im Internet oder Umweltverschmutzung. Die Frage, ob jemand ein Held oder eine Heldin ist, ist dann nicht mehr so wichtig.

Würdevolle Menschen wie Elise und Otto Hampel brauchen keinen Heldenstatus!

- 1 *Meine Ausführungen beziehen sich auf den Beitrag von Annika Kirschke im Salatgarten 2/2021: Jeder stirbt für sich allein. Theateraufführung der Freien Waldorfschule Markgräflerland, S. 61–62.*
- 2 www.duden.de/suchen/dudenonline/Held (25.9.2022).
www.duden.de/suchen/dudenonline/Heldin (25.9.2022).
- 3 *Alle nachstehenden biografischen Angaben und Informationen zum Widerstand der Hampels resultieren aus den überlieferten Gestapo-Protokollen und Nazijustizakten, die im Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde unter den Archivsignaturen BArch R 3018 [alt: NJJ]/36 sowie BArch R 3017/34054 eingesehen werden können (übrigens inzwischen auch online: www.bundesarchiv.de/DE/Navigation/Finden/Digitalisierte-Bestaende/digitalisierte-bestaende.html).*
- 4 *Die Postkarten und Briefbogen weisen zwar zahlreiche Normverstöße bei Interpunktion, Grammatik und Rechtschreibung auf, aber die Hampels wussten ihre Mitbürgerinnen und Mitbürger anzusprechen, indem sie ihre Argumente genau, zusammenhängend und schlüssig aufschrieben. Sie stellten rhetorische Fragen, die geeignet waren, zum Nachdenken anzuregen und Verbindung zur Leserin und zum Leser herzustellen: Hinweise zur sprachlichen Umsetzung erhielt ich von Katrin Schubert. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik und Vergleichende Literaturwissenschaft der Universität Paderborn. In ihrem Dissertationsvorhaben untersucht sie am Beispiel der Widerstandsschriften der Hampels, wie Sprache im Widerstand gegen den Nationalsozialismus gebraucht wurde.*
- 5 *Die Gestapo ermittelte zwei Jahre auf der Grundlage von bei der Polizei abgegebenen Karten und Briefbogen.*
- 6 *Der Fallada-Forscher Manfred Kuhnke, der sich mit der literarischen Verarbeitung des Schicksals der Hampels im Roman „Jeder stirbt für sich allein“ auseinandersetzte, erlebte es ähnlich bei einem Vortrag in einer Schule im Berliner Wedding, wo sich die anwesenden Pädagoginnen und Pädagogen erschrocken und enttäuscht zeigten, nachdem sie vom gegenseitigen Verrat der Hampels erfahren hatten. Vgl.: Kuhnke, Manfred: Falladas letzter Roman. Die wahre Geschichte. Friedland 2011, S. 126.*
- 7 *Springer, Bernd F. W. (2012): Ist Widerstand gegen eine Diktatur eine moralische Pflicht? Über-Leben und Sterben in Hans Falladas Roman: Jeder stirbt für sich allein. In: Revista de Filologia Alemana. Barcelona, S. 101.*
- 8 *Ebd., S. 99.*

„Wie eben alles ein bißchen Puppenhaus ist.“

Hans Fallada im „Kleine-Leute-Haus“ von Neuenhagen

JÜRGEN HAUSCHKE

Anna Issel und Rudolf Ditzen können nach ihrer Eheschließung 1929 in Hamburg zunächst keine gemeinsame Wohnung beziehen. Das Geld ist für die junge Familie zu knapp. Falladas Schulden aus Unterschlagungen sind noch lange nicht beglichen. Also bleibt Anna in Hamburg bei ihrer Mutter. Rudolf lebt weiter in Neumünster als Anzeigenwerber und Lokalreporter.

Nach einem zufälligen Zusammentreffen mit Ernst Rowohlt, Falladas Verleger, bietet der ihm kurz vor Weihnachten 1929 eine Stellung in seinem Verlag in Berlin an. Dieses Mal ist das Angebot verbindlich, nicht wie Wochen vorher mit Konjunktiven versehen. „Ich erkläre mich also bereit, Ihnen ein Gehalt von 250 M, beginnend mit dem 15. Januar, für eine Tätigkeit von 9 – 2 Uhr zu zahlen.“¹ Fallada ergreift diesen Strohalm, denn seit November ist er arbeitslos und seine Frau ist schwanger. „Lieber, lieber, sehr verehrter Herr Rowohlt, ja, was soll ich sagen? Wir sind so unendlich glücklich [...] Wenn man gar nicht mehr hofft, dann kommt das Glück.“² Durch die Vermittlung der in Berlin lebenden Schwester Annas finden Ditzens in Berlin-Moabit, Calvinstraße 15 a, zwei möblierte Zimmer zur Untermiete. Es ist nicht weit von Falladas neuer Arbeitsstelle im Rowohlt Verlag entfernt. Am 16. Januar 1930 beginnt er „halbtags“ als Angestellter in der Rezensionenabteilung für Rowohlt

zu arbeiten. Der restlichen Tag soll er für seine schriftstellerische Arbeit nutzen, so die Abmachung mit „Väterchen“ Rowohlt, wie Fallada seinen Arbeitgeber und Freund bald nennen wird. In Moabit schreibt Fallada am 4. Februar die ersten Sätze eines Romans mit dem Arbeitstitel *Ein kleiner Zirkus namens Monte*. Fallada kommt mit dem Schreiben gut voran. Rowohlt und der Lektor Paul Mayer sind von dem bisher entstandenen Manuskript begeistert. Am 14. März wird der Sohn Ulrich geboren und die Arbeitsbedingungen werden für den Autor angespannter. Das Vermietherehepaar beschwert sich über das Weinen des Neugeborenen. Ditzens suchen nach einem Ausweg, nach einer eigenen, bezahlbaren Wohnung. Im Verlag erfährt Fallada von einem Neubauprojekt in Neuenhagen.

Neuenhagen liegt am östlichen Stadtrand Groß-Berlins und, was entscheidend ist, die Gemeinde liegt an der Ostbahn. Ab Dezember 1930 wird sogar der elektrische Schnellbahnverkehr (Berliner S-Bahn) bis Berlin-Mahlsdorf geführt. Die weitere Bahnverbindung nach Neuenhagen erfolgt mit Dampf-Vorortzügen. Der *Große Brockhaus* schreibt: „Neuenhagen bei Berlin, Landgemeinde im Kreis Nieder-Barnim des Preußischen Regierungsbezirkes Potsdam (Provinz Brandenburg) an der Bahn Berlin-Küstrin und der Nebenbahn Hoppegarten-Altlandsberg, 50 m ü. M., hat (1930) 6.230 Einwohner, Realschule, Rennställe.“³ Bis 1935 entwickelt sich Neuenhagen zur größten

Vorortgemeinde Berlins an der Ostbahn mit 9.956 Einwohnern. Zur Jahrhundertwende 1900 waren es erst 1.367. Die Preußische Ostbahn führt von Berlin über Königsberg bis an die Grenze zum Russischen Kaiserreich. Neuenhagen ist bereits in den preiswerten Vorortverkehr an der Trasse einbezogen. Die Züge fahren halbstündlich. In circa 30 Minuten ist man von Neuenhagen aus am Schlesischen Bahnhof (heute Ostbahnhof). Bis 1940 sind über zwei Drittel der berufstätigen Neuenhagener in Berlin beschäftigt, pendeln täglich auf dieser Strecke. Einer von ihnen ist zeitweilig Hans Fallada.

Hunderte und später sogar tausende Berliner Arbeiter, Angestellte und Beamte nehmen rings um den Bahnhof Neuenhagen ihren Wohnsitz. Die Zahl der Wohnhäuser wächst, neue Straßen entstehen und neue Ortsteile schließen sich an das Bahnhofsgelände an. Gewerbetreibende und Handwerker siedeln sich an, Geschäfte, Büros und Gaststätten werden eröffnet. Auch kleinere Industriebetriebe entstehen. Rechtsanwälte, Ärzte, Künstler und Wissenschaftler ziehen in den Garten- und Villenort Neuenhagen.

Ein zweiter wichtiger Impuls für die Entwicklung Neuenhagens ist die Galopprennbahn Hoppegarten in der Nachbargemeinde. Die oft als schönste Anlage in Europa bezeichnete Einrichtung strahlt auch in die unmittelbare Umgebung aus. Eine große Trainierbahn liegt auf Neuenhagener Gebiet. In Neuenhagen entstehen in den

zwanziger bis dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts achtzehn Rennställe der bedeutendsten Vollblutgestüte.

Bedingt durch die stürmische Entwicklung, benötigt die Gemeinde ein neues Rathaus. Da gleichzeitig die bestehende Wasserversorgung nicht mehr ausreicht, beschließt die Gemeindevertretung den Bau eines Rathauses mit integriertem Wasserturm. Nach der Grundsteinlegung im Mai 1925 folgt im September 1926 die Einweihung des Gebäudes. Das außergewöhnliche Rathaus mit verschieden kolorierter roter Backsteinfassade auf dem ehemaligen Mühlenberg ist eine architektonische Rarität. Die ungewöhnliche Mariage aus Rathhausturm und Wasserturm erspart viel Geld, da die Kosten mit dem Kreiswasserwerk geteilt werden. Dieses technische und architektonische Meisterwerk ist im Laufe der Zeit zum Wahrzeichen der Gemeinde geworden. 1927 erhält sie den Namen „Neuenhagen bei Berlin“, nachdem sie bis dahin „Neuenhagen an der Ostbahn“ hieß. Am Bahnhof

halten werktätlich 59 und sonntags 83 Vorortzüge. Mit einem dieser Züge kommen also Anna und Rudolf Ditzen 1930 auf Wohnungssuche nach Neuenhagen.

Die Berliner Siedlungsgesellschaft „Stadt und Land“ errichtet 1929 und 1930 „insgesamt 90 Wohnungen [...] An der Königs Allee. 12 Minuten vom Bahnhof Neuenhagen. Eigenheime und Mietwohnungen in Gartenhäusern. Elektrisches Licht. Ofenheizung. Kochherde und Badeöfen für Kohle. Wasserleitung und Kanalisation. Nach Fertigstellung der gesamten Siedlung maschinelle Zentral-Waschanlage mit Warmwasserbelieferung und Heizung.“⁴ Ditzens mieten eines der kleinen Reihenhäuser mit 54 m² Wohnfläche. Ein Glücksfall für die junge Familie, die nun im Juni 1930 ihre erste gemeinsame Wohnung bezieht, von der aus man den Rathhausturm sehen kann. Zunächst lautet die Adresse Grüner Winkel 23, ab Dezember nach einer Umnummerierung Grüner Winkel 10.⁵ Rowohlt gewährt drei Tage Umzugsurlaub. Der noch un-

bekannt Schriftsteller Hans Fallada zieht mit seiner Frau Anna, genannt Suse, und seinem gerade drei Monate alten Sohn Uli, Murkel genannt, auch nach Neuenhagen, um den für Fallada gefährlichen Verlockungen der Großstadt Berlin zu entgehen. Dass dieser Umzug wie die später folgenden nach Berkenbrück und nach Carwitz dabei nicht halfen, wird der weitere Lebensweg Falladas zeigen.

Zunächst ist er glücklich, in Neuenhagen angekommen zu sein. In einem Brief schreibt er: „Da fand ich denn durch Zufall hier draußen, ungefähr eine Bahnstunde von Berlin ab, dieses Siedlungshäuschen. 2^{1/2} Zimmer mit Küche und Keller und Boden und einem Gärtchen, das ganze Häuschen hat man für sich allein. 65 Mark Miete. Nun geht es gerade, denn der Sohn kostet auch Geld. Aber es ist schön hier draußen, noch ganz ländlich, Felder und Birkenwälder und Fichten und Kiefern und keine einzige Mietskaserne und gute Luft und getreue Nachbarn. [...] Wir hätten es natürlich nicht ohne Möbel machen können, aber



Tafel und Bronzereliefs am Fallada-Haus Foto: Jürgen Hauschke



Blick auf das Haus Foto: Jürgen Hauschke

eine Freundin von Frau Soldin richtete sich neu ein und verschenkte ihre alten Möbel. [...] Und weiß der Henker, es ist fabelhaft gemütlich bei uns.“⁶ Auch wenn die Ersparnisse für die Einrichtung und die Kautions verbraucht werden, die Miete ist günstiger als in der Großstadt. Außerdem ist der „gräßliche Untermieterzustand“⁷ vorbei. In einem Brief an die Eltern beschreibt er detailliert vor dem Einzug das Reihenhaus: „Nun die Wohnung selbst, oder unser Häuschen, unsere Villa, denn es sind lauter Einzelhäuschen, Reihenhäuser, Wand an Wand gebaut. Man kommt durch einen Vorbau auf einen kleinen Vorplatz, die einzige Tür führt in das Wohn- und Speisezimmer. Ganz geräumig, aber nicht sehr groß. Wie eben alles ein bißchen Puppenhaus ist. An dies Zimmer anstoßend das Kochgelaß, sehr praktisch eingerichtet mit einem Naragherd, von dem aus die große Wohnung beheizt wird. Also Zentralheizung von der Küche aus. Auch Warmwasseranschluß ist da. [...] Gegenüber der Küche geht es in den großen kühlen, nach Norden liegenden Keller hinab. Ebenerdig ist der Ausgang zu einer hübschen Steinterrasse mit Pergola und daran anstoßend unser Gärtchen, eigentlich nur ein Gärtchenlein, aber Platz genug für einen Rundweg, allerlei Gebüsch, einen Rasenfleck und eine Sandkiste für den Jungen.“⁸

Der in Berlin begonnene Roman wird im September in Neuenhagen fertiggestellt. Für Fallada ist er ein „Wälzer“, ein „Monstrum von Roman“⁹. Aus dem *Zirkus Monte* wird dank Rowohlts Intervention der etwas reißerische Titel *Bauern, Bonzen und Bomben* mit einer inspirierenden Alliteration. Der Vorabdruck als Fortsetzungsroman in der liberalen *Kölnischen*



Eingang Fallada-Haus Foto: Jürgen Hauschke



Gesamtansicht mit Rathausturm Foto: Jürgen Hauschke

Illustrierten, einer auflagenstarken Zeitung, wird umfassend beworben. Die Öffentlichkeit und Kritiker reagieren überwiegend positiv. Doch nach dem Erscheinen des Buches im März 1931 bleibt der Verkauf hinter den Erwartungen zurück. Dennoch, der erste, noch bescheidene finanzielle Ertrag

und die literarische Anerkennung als ernstzunehmender Autor sind ein Erfolg. In Neuenhagen stellt sich eine bescheidene Bürgerlichkeit und Harmonie bei Ditzens ein. Anfang des Jahres 1931 ist Anna zu einem sechswöchigen privaten Kuraufenthalt in Weimar wegen eines Nierenleidens. Der intensive

Briefwechsel belegt ihr besonders enges Verhältnis zueinander in dieser Zeit, nachzulesen auch in einem Brief Falladas an seine Frau Anna: „Und während ich dies schreibe, muss ich seltsamerweise nicht so sehr an unser Heim im Grünen Winkel als an unsern Garten daran denken, die Wochen im Sommer vorigen Jahres, als ich daran bastelte, müssen wohl besonders glücklich gewesen sein. Ich werde froh, wenn ich an den kleinen Garten denke. Und an die Tür, die immer aufstand und den ganzen Sommer in unser Zimmer liess, ach, es waren schöne Zeiten, und sie werden wiederkommen, wir sind garnicht weit davon ab, und Suse ist froh und ich bin froh und der Junge ist froh und wir sind drei frohe.“¹⁰

Im März beginnt Fallada ein neues Romanprojekt *Kippe oder Lampen*, das aber bald unterbrochen werden muss. Der Roman wird 1934 unter dem Titel *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt* erscheinen. Dem Rowohlt Verlag geht es finanziell schlecht, er muss Insolvenz anmelden. Am 30. Juni erhält Fallada, wie die anderen Angestellten auch, die Kündigung zum 1. Oktober 1931. Er sucht also nach Möglichkeiten, Geld zu verdienen und stellt sich um auf das literarische Tagesgeschäft. Bis zum Ende des Jahres schreibt er zwölf Erzählungen und etliche Rezensionen. Das bringt relativ schnelles und sicheres Honorar. Auch 1932 wird er die kleinen Formen nutzen. So erscheint am 8. Mai die bestellte Auftragsgeschichte *Frühling in Neuenhagen* in der *Frankfurter Zeitung*.

Ab Oktober 1931 ist er freiberuflicher Schriftsteller mit einem monatlichen Vorschuss, von Rowohlt nach der Neuaufstellung des Verlags gezahlt, mit Tantiemen und

Honoraren. Die erneuten Erfahrungen des gekündigten Angestellten im Kopf habend, beginnt Fallada am 19. Oktober wiederum ein neues Romanprojekt: *Pinneberg und sein Murkel*. Nach nur vier Monaten am 11. Februar 1932 wird er das Manuskript abschließen. Er lebt seine Schreibbesessenheit aus, beginnt in aller Frühe, frühstückt, erledigt Korrespondenz, geht mit dem Jungen im Kinderwagen durch Neuenhagen und Umgebung spazieren, isst Mittag, ruht sich aus und schreibt und schreibt ... Das Arbeitspensum steigert sich kontinuierlich, Fallada ist ein im Akkord arbeitender Schriftsteller. Nur mit Unmengen von Koffein und Nikotin schafft er sein selbstgesetztes tägliches Pensum. Im Dezember ist er unvermittelt zwei Wochen lang auf Hiddensee, um noch intensiver an den Roman zu arbeiten. Ab April 1932 erscheint ein Vorabdruck in der renommierten *Vossischen Zeitung*. Der Titel, vom Rowohlt Verlag formuliert, lautet *Kleiner Mann – was nun?* Das ist „eine der eingängigsten Titelfindungen in der deutschsprachigen Literatur überhaupt, vielfach zitiert, paraphrasiert und parodiert bis heute.“¹¹ Im Mai erhält Fallada einen Generalvertrag mit Rowohlt. Schon seit März begleitet Anna ihren Mann möglichst immer, wenn er von Neuenhagen nach Berlin fährt. Erschöpfende Arbeitsfülle, Depressionen, Abstürze mit Alkohol – Fallada braucht Erholung. Die Familie befindet sich ab Juni für sechs Wochen auf Usedom in Kölpinsee. Die erhoffte Ruhe wird nicht einkehren. Denn gleichzeitig erscheint *Kleiner Mann – was nun?* auf dem Buchmarkt. Es ist das literarische Ereignis des Jahres. Der Roman passt genau in die Zeit der großen ökonomischen Krisen.

Auch politisch ändert sich einiges in der krisengeschüttelten Weimarer Republik. Fallada arbeitet bereits auf Usedom an der Filmfassung seines Roman für die UFA. Dora Isebrandt, seine Sekretärin, die schon in Neuenhagen für ihn gearbeitet hat, unterstützt ihn hier. Der Roman ist ein riesiger Erfolg. Allein die schnell verkaufte Erstauflage zählt 10.000 Exemplare. Fallada sammelt in seinem Archiv über 750 Rezensionen. Lizenzausgaben in elf Ländern werden in kurzer Zeit gedruckt. In den USA wird die Auflagenhöhe größer sein als die in Deutschland. Nach dem vorherigen literarischen Erfolg kommt nun ein gewaltiger finanzieller Erfolg hinzu. 1932 ist für Fallada eine Ausnahmezeit, für den Autor nicht leicht zu verkraften. Rückblickend schreibt Fallada: „Der Kleine Mann wurde ein Welterfolg – ich muß leider sagen: leider. Das Geld strömte nur so herbei. [...] Suses Sorgen fingen da an, ich selbst verlor völlig den Kopf. Der Übergang war zu plötzlich, aus dem Sparsamen, dem Überängstlichen wurde ein Verschwender. Ich gab das Geld auf die sinnloseste Weise aus [...] der Grüne Winkel in Altenhagen, wo wir hausten, war ihr ans Herz gewachsen. Aber der Grüne Winkel lag zu nahe bei Berlin, bei Bars, sie war bereit ihn aufzugeben.“¹²

Am 15. November 1932 ziehen Ditzens nach Berkenbrück/Spree bei Fürstenwalde, Roter Krug 9. Anna ist mit Zwillingen erneut schwanger. Sie können sich nunmehr ein größeres Haus leisten und Fallada hat erstmals ein Arbeitszimmer für sich. Auf Drängen Annas sind sie wieder auf der Flucht vor den Versuchungen der Großstadt, denen Fallada immer wieder erliegt. Das für den Bestsellerautor

zu klein gewordene „Kleine-Leute-Haus im Grünen Winkel“¹³ wird endgültig verlassen.

Anlässlich Falladas Geburtstag eröffnete Neuenhagen 2021 im Reihenhaushaus Falladas, jetzt Falladaring 10, einen Gedächtnisort für den zeitweiligen Neuenhagener Bürger, der hier seinen weltbekanntesten Roman schuf. Ein Besuch ist nach vorheriger Anmeldung über die Gemeinde oder die Anna-Ditzen-Bibliothek möglich. Zu Falladas Geburts- und Todestag sowie am Tag des offenen Denkmals sind im Haus kleine Veranstaltungen zu erleben.¹⁴

Der Artikel beruht zum Teil auf meinem Beitrag in „Das Blättchen. Zweiwochenschrift für Politik, Kunst und Wirtschaft“. Jürgen Hauschke: Rarität und Kleinod. Ein Besuch in Neuenhagen. In: Das Blättchen 10/2021

- 1 *Hans Fallada: Ewig auf der Rutschbahn. Briefwechsel mit dem Rowohlt Verlag. Hg. Michael Töteberg und Sabine Buck. Rowohlt Reinbek bei Hamburg 2008, S. 60.*
- 2 *Ebenda, S. 61f.*
- 3 *Zitat nach: Lothar Enger: Neuenhagen. Eine chronologische Übersicht. Hg. VorOrt - Kunst, Kultur, Kommunikation e.V., Neuenhagen (1996), S.91.*
- 4 *Werbeschrift von „Stadt und Land“, Siedlungsgesellschaft mit beschränkter Haftung, Berlin C2, Breite Straße 36, Januar 1929. Kopie im Fallada-Haus Neuenhagen.*
- 5 *In Biografien wurde als Umzugstermin über viele Jahre der 5. August 1930 (Manfred Kuhnke, Werner Liersch) angegeben. Auch auf der ersten Gedenktafel (1968-2017) am Falladahaushaus war der August 1930 als Einzugstermin vermerkt. Auf der neuen Tafel (2017) steht Juni 1930. Ebenso bei André Uzulis (2017) und Peter Walther (2017). Bei Jenny Williams (2002) ist es der 12. Juni 1930. Mitunter wird in der Sekundärliteratur – wie auch auf der Internetseite der Hans-Fallada-Gesellschaft – der „Kauf eines Hauses in Neuenhagen“ angegeben. Der Irrtum beruht wahrscheinlich auf den von Fallada selbst geschönten Angaben in „Heute bei uns zu Haus“ (1943): „Wir kauften in der Strausberger Gegend ein Einfamilienhaus mit zweieinhalb Zimmern und einem Garten – auf Abzahlung. Das Häuschen hatte zweiundfünfzig Quadratmeter Wohnfläche, der Garten sogar über hundert Quadratmeter. Wir waren Herren über hundertzweiundfünfzig Quadratmeter! Eigentum, meine Lieben, Eigentum! Aus den Handkofferbesitzern waren Grundeigentümer geworden!“ In: Hans Fallada: Heute bei uns zu Haus. Ein anderes Buch. Erfahrungen und Erfundenes. Rowohlt Taschenbuch Hamburg 1990, S. 24.*
- 6 *Brief an Johannes Kagelmacher, 8.8.1930. In: Hans Fallada. Sein Leben in Bildern und Briefen. Hg. von Gunnar Müller-Waldeck und Roland Ulrich unter Mitarbeit von Uli Ditzen. Aufbau Berlin 2012, S. 103f.*
- 7 *Brief an die Schwester Elisabeth, 17.7.1930. In: Hans Fallada. Ohne Euch wäre ich aufgesessen. Geschwisterbriefe. Hg. von Achim Ditzen. Aufbau Berlin 2018, S. 32.*
- 8 *Brief an die Eltern, Mai 1930. In: Sein Leben in Bildern und Briefen, a.a.O., S. 104.*
- 9 *Geschwisterbriefe, a.a.O., S. 32.*
- 10 *Hans Fallada, Anna Ditzen: Wenn du fort bist, ist alles nur halb. Briefe einer Ehe. Hg. von Uli Ditzen. Aufbau Berlin 2007. Fallada an Anna, 30.1.1931, S. 226. – „Es war eine Zeit, in der sich die Eltern so nahe waren wie nie mehr danach.“ (Uli Ditzen) S. 175.*
- 11 *Peter Walther: Hans Fallada. Eine Biographie. Aufbau Berlin 2017, S. 185.*
- 12 *Heute bei uns zu Haus, a.a.O., S. 26f.*
- 13 *Hans Fallada an Anna Ditzen, Februar 1931. In: Briefe einer Ehe, a.a.O., S. 228.*
- 14 *Zu verweisen ist auch auf das Miniaturbuch: Hans Fallada. Sein Leben in Neuenhagen mit Bildern und Zitaten. Gemeinde Neuenhagen bei Berlin 2019.*

Die private Heilanstalt Carlsfeld und der frühe Hans Fallada

DIETMAR SEIFERT

Von der Poststation zur Heilanstalt

Unweit der Autobahnausfahrt Halle/Brehna steigt ganz unvermittelt der Landsberg aus der Ebene auf, ein mächtiger Felsen, der von einer romanischen Doppelkapelle gekrönt wird. Nördlich davon liegt, umrahmt von einem Park voller prächtiger alter Gehölze „Carlsfeld“, ein Klinik-Komplex mit wechselhafter Vergangenheit. Seine Geschichte ist gemessen an dem Alter der Kapelle aus der Zeit der Staufer-Kaiser relativ kurz und dennoch von besonderem Interesse. Die Einrichtung wurde am Beginn des 19. Jahrhunderts als Poststation begründet, der ein Justizrat Carl Vogel einen Gasthof mit Fremdenzimmern und Ausspanne anfügte. Nachdem die Eisenbahn die Postkutsche verdrängt hatte, wurde das Anwesen in eine Darre für die als Kaffee-Ersatz und Heilpflanze dienende Zichorie verwandelt. Ein Dr. Niemeyer kaufte das Grundstück 1862, um eine Heilstätte für Geisteskranke zu errichten. Das Vorhaben konnte jedoch erst Dr. Heinrich Böttger verwirklichen, der das Areal nach Niemeyers frühem Tod 1867 von dessen Witwe erwarb. Sein Nachfolger, Dr. med. Georg Conrad Benno, verkaufte die „Privatheilanstalt“ 1896 an Dr. med. Alexander Schmidt. Dem vermögenden Manne ging der Ruf eines tüchtigen Arztes voraus, der sich um Weiterbildung und kollegialen Austausch bemühte. Deshalb trat er schon bald der Vereinigung mitteldeutscher

Psychiater und Neurologen bei, die mehrfach in Halle/Saale tagte. Ihr gehörten unter anderem der bedeutende Jenenser Psychiater Prof. Otto Binswanger (1852–1929) und Dr. Arthur Tecklenburg (1870–1957) an, der die Heil- und Pflegeanstalt Schloss Tannenfeld/Löbichau im Altenburger Land leitete. Sowohl Dr. Schmidt, als auch die zuletzt genannten Ärzte beeinflussten das spätere Schicksal Hans Falladas in besonderer Weise.

Bis zur Aufnahme des Schriftstellers in die private Heilanstalt Carlsfeld vergingen jedoch noch ereignisreiche Jahrzehnte, in denen sich die Klinik zu einer „gesuchten Adresse“ für die psychisch- und suchtkranken Patienten der Oberschicht des deutschen Kaiserreichs und darüber hinaus entwickelte, die hier diskret behandelt wurden. Zu ihnen gehörte der Architekt und Architekturtheoretiker Carl Schäfer (1844–1908), der unter anderem die Türme des Meißener Domes vollendete, den Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses rekonstruierte und die Merseburger Domküsterei entwarf. Er starb hier im Jahre 1908 an den Folgen seines Nervenleidens.

Die Jugend und die frühen Probleme des Rudolf Ditzen – Hans Fallada

Zu diesem Zeitpunkt besuchte Rudolf Wilhelm Ditzen, der später den Künstlernamen Hans Fallada annahm, noch ein Gymnasium in Berlin-Charlottenburg. Im Jahre 1909 zog die Familie jedoch nach Leipzig. Denn der Vater, der Jurist Wilhelm Ditzen, war zum Reichs-



Rudolf Ditzen als Gymnasiast
Foto: Hans Fallada-Archiv

gerichtsrat ernannt worden. Hier erlitt Rudolf im Jahre 1911 einen Fahrradunfall, bei dem ein Magenriss und eine schwere Hirnerschütterung auftraten. Danach plagten ihn ständige, zum Teil heftige Kopfschmerzen. Daneben machten sich psychische Auffälligkeiten bemerkbar, die freilich zum Teil der Familienstruktur geschuldet sein mochten. Denn der Vater wird als übergenaue akzentuierte Persönlichkeit geschildert, während die Mutter, Elisabeth Ditzen, an depressiven Verstimmungen, „Hysterie“ und psychosomatischen Beschwerden litt. Nachdem sich bei Rudolf Ditzen suizidale Tendenzen bemerkbar machten, schickten die Eltern ihn im Frühjahr 1911 zunächst in das Sanatorium „Schloss Harth“ in Bad Berka und gaben ihn danach dem Rudolstädter Superintendenten in Pension. Während dieser Zeit unternahm er mit seinem Freund Hanns Dietrich von Necker einen gemeinschaftlichen, als Duell getarnten Selbstmordversuch, bei dem er den Freund



Carlsfeld heute Foto: Frau Dr. Katja Münchow, Brehna/Bitterfeld



Hans Fallada, rechts stehend, mit Mutter und Bruder um 1918 Foto: Hans Fallada-Archiv

tödlich traf und sich selbst schwer verletzte. Als Motivation diente beiden ein abgewandeltes und missverstandenes Nietzsche-Zitat aus dem *Zarathustra*. Das darauf folgende Gerichtsverfahren wurde nach dem Gutachten des Jenenser Ordinarius Prof. Otto Binswanger niedergeschlagen, der ihm eine beschränkte Schuldfähigkeit zubilligte. Der namhafte Psychiater und Neurologe hatte schon Friedrich Nietzsche behandelt und befreite 1918 Johannes R. Becher durch „kalten Entzug“ von seiner schweren Morphiumsucht. Nach seinem längeren Aufenthalt in der Jenenser Universitätsklinik wurde Rudolf Ditzen im Sanatorium Tannenfeld weiterbehandelt und durchlief danach eine Ausbildung in der Landwirtschaft.

Eine problematische Liebe und das Abgleiten in die Morphiumsucht

Da er vom Wehrdienst freigestellt wurde, arbeitete er während des Ersten Weltkrieges zunächst als Gutsangestellter in Hinterpommern, dann als Assistent in der Landwirtschaftskammer Stettin

und schließlich in der Kartoffelbaugesellschaft Berlin, wo er 1917 die fast neun Jahre ältere verheiratete Anne Marie Seyerlen kennen lernte. Zwischen beiden entwickelte sich ein wechselvolles, von seinen erotischen und regressiven Wünschen gleichermaßen bestimmtes Verhältnis. Seine zum Teil sehr intimen Briefe unterzeichnete er in ständigem Stimmungswechsel als „Dein Du“, „Dein“ und „Dein Junge“, und häufig R. D. (Rudolf Ditzen). Heißt es an einer Stelle noch „Ich bin zurückgekrochen in Dich, in Deinem Bauche liegend, hast Du mich mit Deinem Herzblut genährt“, so schreibt er am 4. Juli 1917: „Ich bin nicht der, den Du liebst.“ Am 1. Juli 1917 hatte er sich selbst schon als eine „Laus mit Erbkrankheiten“ bezeichnet. Die Freundin hoffte wohl Reifungsprozesse anzustoßen, indem sie ihn anregte, seine Erlebnisse aufzuschreiben und sie zu einem Roman zu verarbeiten, der im Jahre 1920 unter dem Titel *Der junge Goedeschal* erschien. Dennoch verfiel er zunehmend der Morphiumsucht, die er später psychologisch überaus genau in seiner Erzählung *Sachlicher Bericht*

über das Glück, ein Morphinist zu sein beschrieben hat. Nach dem Ersten Weltkrieg nahm die Zahl der Drogensüchtigen ungewöhnlich zu, denn in den Lazaretten war von den suchtauslösenden Drogen reichlich Gebrauch gemacht worden. Und nach Kriegsende wurde ein erheblicher Teil der Heeresbestände dieser Schmerzmittel auf dem Schwarzmarkt verkauft. Einen Begriff von den Größenordnungen, um die es hier ging, gewinnt man aus den Daten der Jahresproduktion dieser Drogen, die für Morphinium mit 12.000 kg und für Kokain mit 9.000 kg angegeben wird. So gelangte der Schriftsteller relativ leicht an das Rauschgift.

Die Suchtbehandlung in Carlsfeld und ihre literarische Spiegelung in einer frühen Novelle

Seine Sucht nahm im Jahre 1919 solche Ausmaße an, dass er sich nach einem Suizidversuch keinen anderen Rat wusste, als um Aufnahme zum Rauschgiftentzug im Sanatorium Tannenfeld zu bitten, das er jedoch nach einer Auseinandersetzung mit dem ärztlichen

Leiter Dr. med. Tecklenburg verließ, der ihn zu Dr. Alexander Schmidt vermittelte, welcher die Heilanstalt Carlsfeld leitete. Hier wurde Rudolf Ditzen, der inzwischen den Künstlernamen Hans Fallada angenommen hatte, vom September 1919 bis April 1920 behandelt. Die Krankenunterlagen sind leider nicht mehr vorhanden. Die Behandlung wird jedoch, wie schon in Tannenfeld in einer schrittweisen Reduktion des Morphiums und der nächtlichen Gabe von Chloralhydrat bestanden haben. Dass es ihm auch noch nach zwei Monaten sehr schlecht ging, geht aus seinen Briefen an Anne Marie Seyerlen hervor, die er vergeblich bat, ihn zu besuchen. In Carlsfeld erreichten ihn die Druckfahnen seines Romans, den er plötzlich wegen künstlerischer Unzulänglichkeit zurückziehen wollte. Versagens-Gefühle, überhöhter Selbstanspruch und ein tief beeinträchtigtes Selbstwertgefühl mögen diesen Wunsch ausgelöst haben. Zu seinem Glück ließ sich der Verlag nicht auf seine Forderung ein. Während des stationären Aufenthaltes entstand seine Novelle *Die Kuh, der Schuh, dann du*. Es handelt sich um eine in „expressiv-verstiegenem Stil“ geschriebene Geschichte voller ausschweifender Phantasien, in der sich regressive Tendenzen mit sexuellen Wünschen mischen. Mühelos schlüpft der Autor in die Weltempfindung einer trächtigen Kuh, fühlt sich ein in diese benutzte Kreatur, deren Dasein im Schlachthaus endet. Später kehrt das schon in seinen Briefen an Anne Marie Seyerlen auftauchende Motiv der Rückkehr in den Mutterleib wieder, allerdings in pervertierter Form. Denn der Hauptheld, ein Schuhfetischist, tötet eine Prostituierte, indem er ihr ihrem Wunsche folgend

den Leib öffnet. Gelegentlich beschreibt der Autor auch Aspekte des Klinik-Alltags, die auf die Qualen des Entzuges hinweisen. Die seelischen Abgründe, die sich in dieser Erzählung offenbaren, sind kaum zu ertragen und dennoch spürt man schon etwas vom Gestaltungsvermögen des zukünftigen Schriftstellers von Weltrang.

Hans Fallada verließ die Heilanstalt Carlsfeld im April 1920, ohne dass er die Sucht bewältigt hatte, vermutlich weil das Sanatorium aufgelöst und an die Knappschaft Halle verkauft wurde, die es in eine moderne Klinik mit chirurgischer und innerer Abteilung verwandelte. Dass es im Zweiten Weltkrieg als Lazarett, danach als Seuchenkrankenhaus, als Landeskrankenhaus für Knochen-TBC und schließlich als Innere Abteilung des Kreiskrankenhauses Bitterfeld diente, sei nur nebenbei erwähnt. Hans Fallada konnte sich von seiner Sucht nach einem weiteren Klinikaufenthalt in Rinteln für einige Zeit befreien, nahm jedoch weiterhin große Mengen von Schlafmitteln ein, rauchte mehr als 100 Zigaretten am Tag und trank zu viel Alkohol. In seinem Tagebuch wird er 1924 vermerken, er habe die Entwöhnung „unter Geheul, Geschrei und mit schrecklicher Anstellerei“ ertragen. Am Ende seines Lebens wurde er erneut morphinsüchtig. Dennoch gelang es ihm Ende 1946 innerhalb von vier Wochen, seinen Roman *Jeder stirbt für sich allein* zu verfassen. Johannes R. Becher regte ihn dazu an und besorgte ihm die Gerichtsakte, die dem Werk zugrunde liegt. Dass der Zufall beide Autoren vor Jahrzehnten in einer entscheidenden persönlichen und geistigen Krise zu dem menschlich vornehmen Psychiater Prof. Otto Binswanger geführt hatte, stellte deshalb nicht nur für sie persön-

lich, sondern auch für die deutsche Literatur einen großen Glücksfall dar. Hans Fallada starb am 5. Februar 1947 in Berlin, kurz nach Vollendung seines letzten Werkes, vermutlich an einem versehentlich überdosierten Schlafmittel.

Dieser Artikel erschien im Ärzteblatt Sachsen-Anhalt 28 (2017/12). Wir danken dem Chefredakteur, Herrn Professor Rothkötter, für die freundliche Genehmigung zum Nachdruck.

Die 31. Hans-Fallada-Tage

Ein Rückblick

Freitag, 22. Juli

Die Eröffnungsveranstaltung

15.00 Uhr: Anspannung bei den Veranstaltern. Es ist so ver-dächtig leer auf dem Anwesen des Hans-Fallada-Museums. Wo bleiben die treuen hfg-Mitglieder und weiteren Stammgäste der Eröffnungsveranstaltung? Auch im Dorf Carwitz sind kaum Urlauber zu sehen. Viele Unterkünfte sind noch frei. Man mutmaßt, etliche seien nach zwei Corona-Sommern lieber wieder in den Süden gereist, andere würden sich die Ausgaben für einen Urlaub generell verkneifen – wegen der zu erwartenden Energiepreiserhöhungen. Sollten wir die 31. Hans-Fallada-Tage vor leeren Stühlen eröffnen müssen?

Es ist sonnig und warm an diesem Freitagnachmittag, zum Glück nicht so heiß wie an den Tagen zuvor. Vom Gastro-Wagen „Bluhms Delikat“ weht frischer Kaffeeduft über den vorderen Hof, dazu sind Apfel- und Kirschkuchen im Angebot. Und dann strömen sie endlich, die Besucherinnen und Besucher, und um 16.00 Uhr ist die Scheune fast voll besetzt. Auch im Scheunentheater haben viele Gäste Platz genommen. Gut 90 Personen wollen sich die Eröffnung der 31. Hans-Fallada-Tage nicht entgehen lassen. Auch dem Vorsitzenden der Hans-Fallada-Gesellschaft, Michael Töteberg, ist die Freude anzumerken: „Endlich wieder richtige Hans-Fallada-Tage!“ Nach dem kompletten Ausfall 2020 und den hybriden Fallada-Tagen 2021 freue er sich besonders auf das abwechslungsreiche Programm – vollständig live und vor Ort.

Und dann ging es auch schon los: Prof. Klaus-Jürgen Neumärker, Verfasser der viel beachteten Biografie *Der andere Fallada*, in der er das Leben Falladas anhand seiner Krankenakten nachvollzieht, hatte seine Recherchematerialien im Sommer 2021 dem Hans-Fallada-Archiv übergeben. In seinem Vortrag riss er die Gäste mit der anschaulichen und packenden Schilderung seiner teilweise detektivischen Recherchearbeit, um an ebendiese Krankenhausakten zu gelangen, mit. Denn einige von ihnen waren jahrelang verschwunden, manche tauchten dann plötzlich und unvermutet wieder auf, andere waren noch von keinem Biografen vor ihm eingesehen worden. Ganz nebenbei nahm Prof. Neumärker sein Publikum auch noch mit auf eine kurzweilige Reise durch die Geschichte der Charité, an der er jahrzehntelang tätig gewesen war. Für seinen mitreißenden und vor Details schier überquellenden Vortrag dankte das Publikum mit anhaltendem Applaus.

Nach der Pause nahmen die Autoren zweier jüngst erschiener Fallada-Biografie-Romane auf dem Podium Platz. Ohne Kenntnis voneinander hatten sich der Journalist Oliver Teutsch und der Germanist Michael Töteberg ziemlich zeitgleich literarisch mit der letzten Lebensphase Hans Falladas auseinandergesetzt – wohl anlässlich seines 75. Todestages am 5. Februar 2022. Zu Beginn stellte zunächst Michael Töteberg sein Buch *Falladas letzte Liebe*, dann Oliver Teutsch *Die Akte Klabaubermann*



Foto: Winfried Braun



Eröffnung durch den Vorsitzenden der hfg, Michael Töteberg Foto: Winfried Braun



Auf den Außenplätzen Foto: Winfried Braun



Prof. Dr. Klaus-Jürgen Neumärker Foto: Winfried Braun



Lesung und Gespräch Foto: Lutz Dettmann

vor. Dank der fundierten Fragen der Gesprächsleiterin Sabine Koburger gelang es, dem aufmerksamen Publikum die Stärken der unterschiedlichen Ansätze in den beiden Büchern darzustellen: während Oliver Teutsch sich mehr auf die Umstände des Entstehens des Romans *Jeder stirbt für sich allein* konzentriert hatte, wollte Michael Töteberg den Überlebenskampf Falladas und sein Umfeld stärker in den Blick nehmen. Besonders interessierten die unterschiedliche Bewertung der Rolle Johannes R. Bechers sowie der Beziehung zwischen Hans Fallada und Ulla Losch durch die beiden Autoren. Aber auch bei anderen Themen, wie beispielsweise zur Schreibmotivation der beiden Autoren, zur Vergangenheit von Ulla Losch oder zu einer differenzierten Einordnung der bekannten Fakten zum Morphiumkonsum Falladas und Loschs kam es zu einer angeregten Diskussion mit dem Publikum.

Diese Diskussion setzte sich auch nach der Veranstaltung fort. Viele Besucherinnen und Besucher ließen sich gemeinsam bei Speis und Trank im vorderen Hof nieder, blätterten in den nach der Veranstaltung erworbenen Büchern, ließen den Nachmittag Revue passieren und freuten sich auf die abendliche Lesung mit Volker Kutscher.

Patricia Fritsch-Lange

Abendveranstaltung:

Olympia

Lesung und Gespräch mit dem Autor Volker Kutscher

Die Veranstaltung am Freitagabend war ausverkauft. Denn Volker Kutschers Romane um Gereon Rath sind Bestseller, und die Fernsehserie *Babylon Berlin*, der sie als Vorlage dienen, hat sicherlich diese Popularität noch erhöht.



Volker Kutscher liest aus seinem achten Rath-Roman „Olympia“ Foto: Winfried Braun



v.l.n.r. Volker Kutscher und Michael Töteberg Foto: Michael Thoms



Foto: Winfried Braun

Doch von der filmischen Adaption, die in vielen Punkten von den Romanen abweicht, sollte an diesem Abend keine Rede sein: Es ging allein um die Bücher.

Michael Töteberg sprach mit Volker Kutscher über dessen Werdegang: Er habe Germanistik, Philosophie und Geschichtswissenschaften in Wuppertal und Köln studiert. Anschließend hat er als Lokalredakteur gearbeitet und Regionalkrimis verfasst. 2008 erschien *Der nasse Fisch*, Auftakt der Reihe um den nach Berlin versetzten Kommissar Gereon Rath und seine Partnerin „in crime“ Charlotte. Die historischen Kriminalfälle beginnen im Jahr 1929, das das Ende der sogenannten Goldenen Zwanziger markiert und zugleich als Krisenjahr in die Geschichtsbücher eingeht.

Die Romane sind eine Mixtur aus historischen Fakten – Kutscher recherchiert viel, studiert

die zeitgenössischen Zeitungen und liest nicht zuletzt die Romane von Fallada –, die der Autor um fiktionale Elemente ergänzt. Es ginge ihm, bemerkt Volker Kutscher im Scheunensaal, nicht ausschließlich darum, Kriminalfälle zu erzählen, sondern vor allem auch die sukzessive Veränderung innerhalb einer Gesellschaft aufzuzeigen. Dabei interessiert sich der Schriftsteller dafür, welche Möglichkeiten es für die Menschen gab, auf das perfide System zu reagieren, dafür welche Handlungsspielräume den Individuen blieben. Zehn Bände, so der Autor, habe er geplant, jedes Jahr bekommt ein Buch, bis 1938. Dieser Endpunkt ist nicht willkürlich gewählt, denn spätestens mit den Novemberpogromen verunmöglicht sich die Hoffnung, die Schrecken und Gräueltaten der Nationalsozialisten, die systematische Verfolgung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung, könnten

noch irgendwie aufgehalten werden. Kutscher las aus *Olympia*, dem zuletzt erschienenen, nun schon achten Band der Reihe.

1936 ist Rath zum Oberkommissar aufgestiegen, das Paar verheiratet und Charlotte aus dem Polizeidienst ausgeschieden, sie arbeitet nun als Privatdetektivin und engagiert sich heimlich als Fluchthelferin.

Dem NS-Regime gelingt es, während der olympischen Sommerspiele in Berlin, ein weltoffenes Bild von sich zu vermitteln, für kurze Zeit sind NS-Parolen und antisemitische Kampagnen aus dem Stadtbild verschwunden. Doch dann wird der US-Funktionär Walter Morgan im Olympischen Dorf Opfer eines Giftanschlags. Dieser Mord ist zugleich der Auftakt einer Reihe von Todesfällen, die als Unfälle inszeniert sind. Gereon Rath, als Ermittler eingesetzt, muss dem Sicherheitsdienst (SD), einer Unterabteilung der SS, zuarbeiten, dabei wird er Zeuge der brachialen Verhör- und Foltermethoden des Nachrichtendienstes.

Kutscher, hier ganz Kriminalautor, erzeugt durch seine Textauswahl, was man dem Genre entsprechend als Suspense bezeichnet. Ob ein Einzeltäter oder eine Organisation für die Morde verantwortlich sind, lässt der Autor hier unbeantwortet, die Botschaft ist klar: Lesen Sie selbst!

Der Autor gewährt den Zuhörern an diesem Abend Einblicke in seinen Schreibprozess. So hätten über die Jahre einige der ursprünglich als Nebenfiguren konzipierten Charaktere eine gewisse Eigendynamik entwickelt. Ein Beispiel dieser Entfaltungen ist die Entwicklung des Waisen Friedrich Thormann. Raths haben diesen als Pflegesohn zu sich genommen, doch da das Ehepaar als politisch

unzuverlässig eingestuft wird, darf der Junge nicht länger bei ihnen bleiben, ein Kontaktverbot wird verhängt und Fritze, um eine nationalsozialistische Gesinnung zu erzwingen, in der Familie eines SA-Funktionärs untergebracht. Bei den Olympischen Spielen wird der Hitlerjunge als Mitglied des Jungsehrendienstes zur Betreuung der US-amerikanischen Sportler eingeteilt und ist bei zwei Mordanschlägen zugegen.

Über diese im Laufe der Zeit gewachsene Nebenfigur spannt Volker Kutscher einen Bogen zum neunten Band *Transatlantik*. Kutscher hat das Manuskript gerade abgeschlossen, und er liest an diesem Abend aus dem noch unveröffentlichten Roman einen Ausschnitt: Zwar gelingt es Charly, Fritze für einen Moment aus der Wohnung seiner Nazi-Pflegeeltern herauszubekommen, doch bei einem gemeinsamen Spaziergang werden sie von der Polizei aufgegriffen, da Charly gegen das verhängte Kontaktverbot verstoßen hat. Wurde sie von ihrem Pflegesohn verraten? Wer dies erfahren möchte, muss sich einige Monate gedulden, bis der neue Roman erscheint.

Alexandra Vasa

Samstag, 23. Juli

Mitgliederversammlung

Die Mitgliederversammlung 2022 – Ein ganz anderes Bild als im Vorjahr: Dicht gefüllte Sitzreihen, keine Masken, dafür plaudernde Gruppen von Mitgliedern, die genießen, sich nach vielen Monaten wiederzusehen. Dazu herrliches Sommerwetter. Wie so oft wird die Versammlungsleitung Doris Haupt übernehmen. 44 Mitglieder und zwei Gäste sind in diesem Jahr erschienen. Nach dem Ge-



v.l.n.r.: Michael Töteberg, Doris Haupt, Johanna Wildenauer Foto: Michael Thoms



Constance von Buchwaldt



Katrin Zemlin



Dr. Stefan Knüppel

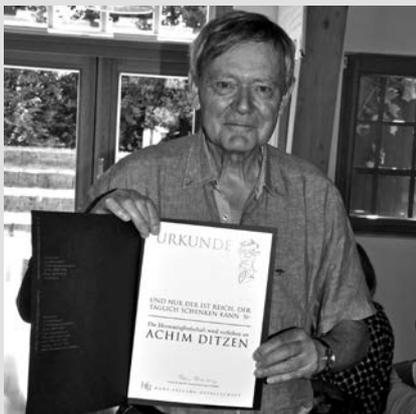


Carolin Reimann

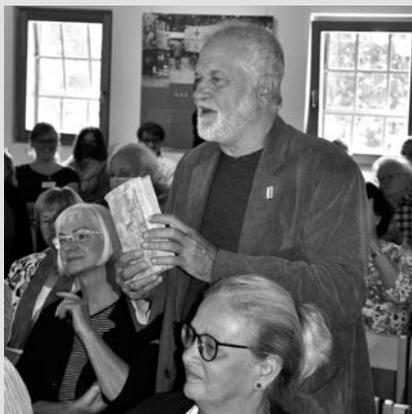


Stefan Hanke

Fotos: Winfried Braun



Achim Ditzen mit der Ehrenurkunde
Foto: Michael Thoms



Peter Pfitzner übergibt einen Seeräuberroman aus dem Besitz von Ulrich Ditzten aus der Templiner Zeit als Geschenk an die hfg. Das Buch enthält auf dem Schmutzblatt einen handschriftlichen Namenseintrag und einen Namensstempel. Foto: Winfried Braun

denken an die verstorbenen Mitglieder vom Oktober 2021 bis Juli 2022, Egon Mücke, Michael Klein und Christiane Kussin, die nicht in der hfg war, aber unserer Gesellschaft als langjährige Leiterin der Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten (ALG) nahestand, folgt die Statistik, sprich Aus- und Eintritte in die hfg (siehe Protokoll). Und das Positive überwiegt. Nämlich 34 neugewonnene Mitglieder gegen vier Austritte aus der Gesellschaft. So umfasst die hfg inzwischen 330 Mitglieder. Da alle das Protokoll der MV erhalten, möchte ich meine Ausführungen beschränken, denn der Ablauf der MV vollzog sich nach dem gleichen Muster wie in den letzten Jahren. Der Beschluss der Tagesordnung, der Beschluss des Protokolls der MV 20/21 erfolgten einstimmig. Danach verlas Michael Töteberg den Rechenschaftsbericht. Er wies dabei auf die steigenden Energiepreise hin, bat bei den Mitgliedern um Mitarbeit im Vorstand. Danach folgten die Berichte von Frau von Buchwaldt, der Bürgermeisterin der Gemeinde Feldberger Seenlandschaft, und unseres Museumsleiters Stefan Knüppel. Carolin Reimann, als Schatzmeisterin der hfg, stellte die finanzielle Situation der

Gesellschaft dar. Der Bericht der Kassenprüfung, von Herrn Hanke verlesen, ergab keine Unregelmäßigkeiten. Danach erfolgte die Aussprache über die Berichte. Der Vorstand wurde von seiner Arbeit im Berichtszeitraum entlastet.

Der TOP „Sonstiges“ begann mit einer besonderen Ehrung, die, coronabedingt, auf dieses Jahr verschoben werden musste. Achim Ditzen wurde die Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft verliehen: für seine langjährige Arbeit als Redakteur des *Salatgarten*, den er Anfang der 1990er Jahre aus einem Mitteilungsblatt von vier Seiten ins Leben gerufen und für den er 2004 in Zusammenarbeit mit seiner Druckerei das grafische Gesicht entwickelt hat, das wir immer noch schätzen, für seine Mitarbeit an zwei Ausstellungen, für sein beeindruckendes Engagement im Namen der hfg wie die zahlreichen Lesungen, die Mitarbeit im Vorstand und die Erfüllung von unzähligen Repräsentationsaufgaben. Patricia Fritsch-Lange übergab mit einer schönen Rede die Urkunde, Michael Töteberg sprach das Schlusswort.

Lutz Dettmann

Kinderveranstaltung am Nachmittag *Geschichten aus der Murkelei* Puppenstück nach Hans Fallada für kleine und große Menschen mit dem Puppentheater „Fingerleicht“

Groß und Klein findet sich im Scheunensaal ein. Wartet gespannt auf die Puppen, die zum Leben erwachen. In einer kleinen Kulisse im abgedunkelten Saal gibt es für alle Zuschauer ein „Kino“ der anderen Art. Denn viel lebendiger und spannender als im Kino werden Falladas *Geschichten aus der Murkelei* an diesem Nachmittag erzählt.

Gleich zum Auftakt sollten die Kinder ein Objekt sehen und beschreiben, welches an der *Murkelei*-Kulisse angebracht war. Nachdem sie begeistert riefen: „Das ist eine Glocke!“, klingelte diese und das Spiel konnte beginnen.

Vier Geschichten der *Murkelei* wurden gespielt. Immer in Interaktion mit dem Publikum und vor allem den Kindern. Oft wurde gefragt, was jetzt getan werden soll. „Liebe Kinder: Wie kommen wir denn jetzt wieder an die Suppenschüssel heran?“ „Hat der Igel dem Mann das Leben gerettet?“ Woraufhin immer mit Begeisterung geantwortet und mitgerätselt wurde. So erfreuen die Geschichten Falladas, auch durch das liebevolle und mitreißende Spiel Katharina Fials, mit viel Humor und Spannung eine weitere Generation von Kindern.

Nach der gelungenen Aufführung, die Klein und Groß begeisterte, durften die Kinder hinter die Kulissen schauen und die Puppen näher kennenlernen.

Simon Klumpp

In der Dorfkirche Carwitz:*Nathalie oder Das gestohlene Lied***Lesung mit dem Autor****Lutz Dettmann**

Schon seit vielen Jahren steht im Juli regelmäßig ein Besuch der Hans-Fallada-Tage auf meinem Programm. Bei den abwechslungsreichen Lesungen habe ich schon viele (für mich) neue Autoren kennen gelernt, es werden aber auch neue Werke bereits bekannter Schriftsteller vorgestellt. Traditionell findet am Samstagnachmittag eine Lesung in der Carwitzer Dorfkirche statt, und hier las dieses Jahr so ein „alter Bekannter“ aus seinem neuesten Erzählungsband. Lutz Dettmann hat bereits mehrere Romane veröffentlicht und diese z.T. auch bei den Fallada-Tagen vorgestellt, so dass man gespannt sein konnte.

Am Veranstaltungstag war er leider stimmlich etwas eingeschränkt, aber trotzdem gut zu verstehen. Er las vor allem aus der titelgebenden Erzählung *Nathalie oder Das gestohlene Lied*. Die Geschichte ist span-

nend, und da das Ende natürlich nicht verraten wurde, wurde man neugierig auf das Buch, denn man wollte ja wissen, wie es nun weitergeht.

Zur Neugier auf das Buch trug zusätzlich auch die Moderation von Frau Dr. Koburger bei, die sagte, dass die meisten Geschichten ein überraschendes Ende haben und dabei besonders die Erzählung *Die Dame mit dem Hund* hervorhob.

Zusätzlich gab es noch einen Auszug aus der amüsanten Geschichte *Der Mäusekaiser*.

Inzwischen habe ich selbst das Buch gelesen und kann bestätigen, dass die Veranstaltung nicht zu viel versprochen hat. Die Erzählungen sind abwechslungsreich, spannend, häufig überraschend. Und bei vielen wüsste ich auch nach dem Ende noch gerne, wie es denn jetzt weitergeht. Es werden allgemein menschliche Erfahrungen und Probleme behandelt, aber oft spielt auch die neuere deutsche Geschichte eine Rolle, nicht nur

das Leben in der DDR und das Ende der deutschen Teilung, sondern auch die Zeit des Nationalsozialismus und die Kaiserzeit.

Mein Vater, der das Buch bereits vor mir gelesen hat, meinte, manche dieser Geschichten sollten in Schullesebüchern stehen, und da stimme ich ihm zu, gerade dieser geschichtliche Bezug, wie die Vergangenheit in die Gegenwart hineinwirkt, macht sie dafür geeignet. Und abgesehen davon sind es einfach interessante, spannende Erzählungen, die man allen, die gerne lesen, empfehlen kann.

Anke Rudeck

Abendveranstaltung*Beinahe Alaska***Lesung mit der Autorin und****Fallada-Preisträgerin****Arezu Weitholz**

Arezu Weitholz ist Journalistin, Autorin und Illustratorin sowie Trägerin des Hans-Fallada-Preises der Stadt Neumünster 2022. Am Samstagabend las sie aus ihrem preisgekrönten Prosaband *Beinahe Alaska* und nahm die anwesenden Besucher der Hans-Fallada-Tage mit auf eine Reise in die Arktis. *Beinahe Alaska* handelt von einer Fotografin, die auf einer Expeditionskreuzfahrt durch die Nordwestpassage mit ihren Sehnsüchten und Ängsten konfrontiert wird. Froh, dass es ihr Beruf gestattet, „dauernd nach vorne zu sehen“, ist es der Protagonistin bewusst, dass man auf jede Reise vor allem sich selbst mitnimmt. Mit viel Empathie und Charme wendet sich die Ich-Erzählerin sowohl nach innen als auch nach außen durch pointierte Beobachtung ihrer Mitreisenden.

Gekonnt, mit klugem Witz liest Arezu Weitholz an diesem Abend aus ihrer Reiseerzählung. Auffallend ist ihre sanfte, ruhige und angenehme Stimme, die eine ganz



v.l.n.r. Lutz Dettmann, Winfried Braun, Heide Hampel Foto: Michael Thoms



v.l.n.r. Dr. Sabine Koburger, Günter Rudeck, Anke Rudeck Foto: Michael Thoms



Blick in die gut besuchte Kirche Foto: Michael Thoms



Michael Töteberg und Alexandra Vasa beim Kartenverkauf Foto: Michael Thoms

besondere Atmosphäre schafft. Arezu Weitholz gelingt es, das Publikum mit ihrer charismatischen Ausstrahlung bis zum Schluss in ihren Bann zu ziehen. Eine Zugabe ist da unvermeidlich. Ihre humorvollen, hintergründigen *Fischgedichte*, die sie zum Besten gibt, begeistern die Zuhörer geradezu.

Tina Warncke



Buchautorin Arezu Weitholz
Foto: Michael Thoms



Dr. Stefan Knüppel bedankt sich mit einem kleinen Geschenk
Foto: Winfried Braun



Foto: Winfried Braun

Die Filmnacht

Fallada – letztes Kapitel

Filmvorführung im Rahmen der 17. Carwitzer Museumsnacht

So wie guter Wein, je länger er lagert, umso besser wird, ist auch die DEFA-Filmbiografie aus den Jahren 1987/89 inzwischen zum Kultfilm avanciert. Viele, die gekommen waren, kannten den Film bereits und wollten sich diesen wiederholten Genuss nicht entgehen lassen. Andere Besucher, wie Christine Schönfeldt aus Stralsund, sahen ihn zum ersten Mal. Beeindruckt waren sie alle, man hätte während der Vorführung eine Stecknadel fallen hören können; mit nachdenklichen Gesichtern, offensichtlich berührt, verließen die Besucher den Scheunensaal.

Die Filmbiografie schildert die letzten zehn Jahre des Schriftstellers Hans Fallada, die überschattet waren von politischen Zugeständnissen bzw. Zumutungen, Eheproblemen, Alkohol, Drogen. Immer tiefer schlittert er in den Abgrund. *Fallada – letztes Kapitel* ist jedoch mehr als nur die Tragödie eines labilen, zerrissenen Mannes: Helga Schütz und Roland Gräf ist ein beeindruckendes Zeitporträt gelungen.

Somit verwundert die Reihe der Auszeichnungen nicht: Preise für den Film als Gesamtwerk, für den Kameramann Roland Dressel und für Jörg Gudzuhn als besten männlichen Hauptdarsteller beim 5. Nationalen Spielfilmfestival der DDR 1988 in Karl-Marx-Stadt. Ein Jahr danach eine erneute Auszeichnung beim Internationalen Filmfestival in Chicago für Jörg Gudzuhn als besten Darsteller, und ebenfalls 1989 der Kritikerpreis des Verbandes der Film- und Fernseherschaffenden der DDR. Nicht zuletzt trägt die Star-Besetzung zu dem bis heute anhaltenden Erfolg



Michael Töteberg gibt eine Einführung in den Film „Fallada – letztes Kapitel“
Foto: Michael Thoms

bei: Jutta Wachowiak als Falladas Frau Anna, Katrin Sass als seine zweite Ehefrau Ulla Losch, Corinna Harfouch als Else-Marie Bakonje, Ulrike Krumbiegel als Anneliese. Nicht zu vergessen: die Filmmusik – Kompositionen von Robert Stolz und Jean Sibelius.

Ein Dankeschön gebührt Michael Töteberg für seine kenntnisreiche Einführung.

Sabine Koburger

Sonntag, 24. Juli

Ehrung Hans Falladas zum 129. Geburtstag

Ehrung am Grab

Der Sonntag macht seinem Namen alle Ehre, als sich Mitglieder der hfg, Fallada- und Literaturbegeisterte um 10.30 Uhr zur Ehrung Hans Falladas auf dem alten Carwitzer Dorffriedhof versammeln. Groß ist die Runde, wenn man die letzten beiden Jahre zum Vergleich nimmt. Viele bekannte Gesichter, eine Gemeinschaft, die sich da getroffen hat.

Silke Lange wird, wie seit vielen Jahren, der Veranstaltung den musikalischen Rahmen geben. Es ist noch etwas Zeit für Gespräche, auch mit der Künstlerin. Auf meine Frage, ob sie wisse, wie lange sie schon mit ihrer Musik unsere Veranstaltungen begleitet, kann sie



Fotos: Michael Thoms

mir leider keine Antwort geben. Nun, ich habe die Programme bis 2004 durchgesehen. Auf fast jedem Flyer ist ihr Name zu finden. Die „alten Hasen“ sind hiermit aufgerufen, unsere Neugierde zu stillen.

Michael Töteberg begrüßt die Anwesenden und gibt weiter an Silke Lange. Danach hält der Vorsitzende seine Gedenkrede, dabei bezieht er sich auf Falladas Selbstbeschreibung als Autor und Dichter. Falladas Text *An meine jungen Freunde* von Ende 1946, in einer schweren Zeit entstanden, ist die letzte schriftstellerische Arbeit, die er verfasst hat. Sie ist für den Lesekreis seines Sohnes Uli, und hier schildert er noch einmal ausführlich, wie er zum Schreiben kam und wie er schreibt.

Anschließend lese ich aus diesem Text Falladas Beschreibung seiner Rügener Zeit mit dem Freund Johannes Kagelmacher. Ein kleines Kapitel voller Anekdoten und einer schönen Charakteristik des Freundes, das einmal wieder zeigt, wie Fallada fabulieren konnte.

Nach einer kleinen musikalischen Pause wird der Geburtstraß am Grab des Dichters von Michael Töteberg niedergelegt. Der Vorstand hat einen Vorschlag der Eheleute Trulla und Peter Grossniklaus aus Basel aufgegriffen. So schmückt in diesem Jahr auch ein Blumenstrauß das benachbarte Familiengrab von Anna Ditzen. Nach der Verabschiedung durch unseren Vorsitzenden spielt Silke Lange einen Tango zum Abschluss der Gedenkveranstaltung.

Lutz Dettmann

Am Nachmittag

Wir hatten mal ein Kind

Lesung aus Hans Falladas Roman mit Thomas Brückner, musikalisch begleitet von Katharina Sommer, Uwe Kropinski und Günter Baby Sommer

Mit einer außergewöhnlichen Musikuntermalung wurde die Geschichte des Johannes Gäntschow ganz neu erzählt. Thomas Brückner las aus Hans Falladas *Wir hatten mal ein Kind*, eindrücklich unterstützt durch Musik, Melodien und Klänge. Katharina Sommer an der Flöte, Günter Baby Sommer am Jazzschlagzeug und Uwe Kropinski an der Gitarre.

Wir hatten mal ein Kind erschien im Jahre 1934 und erzählt von Johannes Gäntschow, einem Nachkommen einer Bauernfamilie auf der Insel Rügen. Fallada selbst bezeichnete den Roman als sein



Johanna Wildenauer begrüßt die Künstler und die Gäste



v.l.n.r.: Jazzschlagzeuger Günter Baby Sommer, Gitarrist Uwe Kropinski, Flötistin Katharina Sommer, Rezitator Thomas Brückner Fotos: Michael Thoms

„schönstes reifstes und reichstes Buch“.

Die Umsetzung war grandios, das Publikum war begeistert von der ungewöhnlichen Mischung aus jazziger Musik und experimentellen Klängen, die das gekonnt Gelesene nicht weniger gekonnt untermalten. Der Nachmittag war heiß und dennoch blieb das Publikum, das sowohl im Scheunensaal als auch unter den Sonnenschirmen im Scheunentheater Platz genommen hatte, über das gesamte Programm bei der Stange ... ein wunderbarer Rahmen für einen wunderbaren Text.

Simon Klumpp

Der literarische Spaziergang

Unterwegs mit Fallada

Der literarische Spaziergang ist als Abschluss der Hans-Fallada-Tage seit vielen Jahren Tradition – er wurde unter der Regie des ehemaligen Museumsleiters Manfred

Kuhnke eingeführt. Stefan Knüppel, der diese Tradition nun schon seit vielen Jahren weiterführt, hatte in diesem Jahr die Idee, dass neben seinen Erklärungen und Lesungen an den literarischen Orten des Museums außerdem Mitglieder der hfg, Mitarbeiter des Museums und Fallada-Interessierte kurze, zu den Orten passende Texte vortragen sollten. Und tatsächlich, es fanden sich etliche aus diesen Reihen, die gerne dazu bereit waren.

Start des literarischen Spazierganges: das Dreiecksbeet, gartenarchitektonisch der schönste Ort auf dem Anwesen. Bei Sonnenschein hatten sich etwa 30 Interessierte eingefunden, die Stefan Knüppel begleiten wollten. Der Museumsleiter berichtete über die Geschichte der Anlage, gab dann an mich weiter, und ich gab Episoden aus dem Buch von Manfred Kuhnke *In Carwitz keine Langeweile* wieder, sprach über dessen

Bemühungen, das Dreiecksbeet in altem gärtnerischen Glanz wiederentstehen zu lassen.

Nächste Station: das Bootshaus mit der Sitzecke am Hochbeet. Noëlle Waibel-Richard, ehemalige FSJlerin und nun Mitarbeiterin im Erich-Kästner-Museum in Dresden, las, naheliegend, einen Kästner-Text vor.

Die literarische Karawane zog weiter über das Anwesen und fand sich im ehemaligen Gemüsegarten. An dieser Stelle Dank an unseren FSJler Simon Klumpp, der an diesem Ort nicht nur vortrug, sondern der sich auch während der Veranstaltung mit der schweren Technik abmühte.

Der Platz reicht hier nicht, um alle Vortragenden, Texte und Orte zu nennen. Aber ein besonderes Schmankerl soll doch noch erwähnt werden – die Rezitation der Igel-Szene aus Falladas *Geschichten aus der Murkelei* im Obstgarten des Anwesens durch Frau Trulla Grossniklaus. Diese kleine Geschichte entfaltete ihren besonderen Reiz durch den Schweizer Dialekt der Vortragenden. Das Publikum hatte große Freude daran.

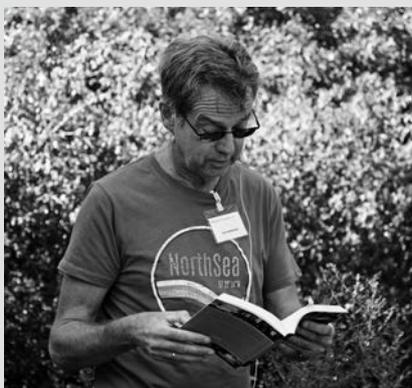
Den traditionellen Abschluss bildete das Scheunentheater. Dort wurde das alte Ditzensche Gramophon in Gang gesetzt. Wir hörten das Lieblingslied der Ditzens *Zärtliche Liebe*, vorgetragen von Heinrich Schlusnus, die Nr. 1 aus der Ditzenschen Plattensammlung. Und mir schien, dass etwas Wehmut und Abschiedsgefühle über die Zuhörer wehte.

Um es zusammenzufassen: Der Reiz des diesjährigen literarischen Spaziergangs waren zweifellos die wechselnden Vorleser, die zu Wort kamen. Sicher ist es eine Überlegung wert, das im nächsten Jahr auch wieder so zu gestalten.

Lutz Dettmann



Dr. Stefan Knüppel



Lutz Dettmann



Noëlle Waibel-Richard



Simon Klumpp Fotos: Michael Thoms

Impressionen von den 31. Hans-Fallada-Tagen



Fotos: Winfried Braun und Michael Thoms

Wiese

Allerlei Wissenswertes

Keine Ausreden mehr! Das Hans-Fallada-Museum ist neuerdings bestens ausgeschildert

STEFAN KNÜPPEL

Seit Mitte August ist das Hans-Fallada-Museum nicht mehr zu verfehlen! An der B 198 wurden in beiden Fahrtrichtungen kurz vor Möllenbeck touristische Hinweisschilder angebracht, die uns hoffentlich viele zusätzliche Besucherinnen und Besucher bescheren oder denen, die ohnehin zu uns kommen möchten, den Weg weisen.

Ich bedanke mich herzlich bei allen, die uns bei der Umsetzung dieses Projektes zur Seite standen: beim Ordnungsamt des Landkreises Mecklenburgische Seenplatte, bei der Straßenmeisterei Neustrelitz und bei der Gemeinde Feldberger Seenlandschaft.

Der Neustrelitzer Straßenmeisterei danke ich zudem für die beiden Fotos.



Fotos: Straßenmeisterin Neustrelitz



Hans Falladas Totenmaske professionell gereinigt

STEFAN KNÜPPEL

Bereits seit einigen Jahren empfand ich den optischen Eindruck, den Hans Falladas Totenmaske machte, als äußerst unschön. Zumal sie direkt gegenüber meiner Bürotür ihren Platz hat und ich sie somit mehrmals am Tage direkt vor Augen habe. Über die Jahrzehnte hatte sich eine Schicht aus Staub und Fetten angesammelt, die dringend der Entfernung bedurfte. Durch die Corona-Wirren war das Vorhaben, die Maske zu reinigen, ein wenig in den Hintergrund getreten, aber im September weilte – auf Empfehlung des

Kleistmuseums in Frankfurt/Oder – die Restauratorin Annerose von Hünefeld für drei Tage in Carwitz, um Abhilfe zu schaffen. Es war ein großes Glück, dass Frau von Hünefeld bereit war, direkt im Museum zu arbeiten, da wir die unersetzliche Maske, die von Johannes R. Becher in Auftrag gegeben wurde, dadurch nicht aus dem Haus geben mussten.

Jetzt endlich sieht die Maske also wieder so aus, wie sie aussehen sollte und ich muss nicht ständig denken: „... ach, eigentlich müsste man mal ...“



Die Restauratorin Annerose von Hünefeld bei der Arbeit

Foto: Stefan Knüppel

Aus der Redaktion

Glückwunsch!

Annie Ernaux erhält den Nobelpreis für Literatur 2022

Die 82-jährige französische Schriftstellerin Annie Thérèse Blanche Ernaux konnte in diesem Jahr ihren zahlreichen Auszeichnungen die höchste hinzufügen: den Nobelpreis für Literatur. Sie schrieb über zwanzig Romane, die vom Publikum wie von der Kritik gleichermaßen gelobt wurden. Ihr bekanntestes Werk ist der autobiografische Roman *Die Jahre* (2017). Wenige Tage nach Bekanntgabe der Entscheidung des Nobelkomitees erschien in deutscher Übersetzung der Roman *Das andere Mädchen*, wie alle ihre Bücher im Suhrkamp

Verlag. Der Literaturkritiker Denis Scheck zeigte sich beglückt: „Ernaux wird seit einigen Jahren schon für den Literaturnobelpreis ziemlich hoch gehandelt. Und ich muss zugeben: Ich war beglückt, als ich diese Entscheidung hörte, denn sie ist meine Herzenskandidatin in diesem Jahr gewesen. Das liegt daran, dass sie sowohl ästhetisch wie auch politisch eine so ausgezeichnete, kluge Wahl der Schwedischen Akademie darstellt. Ihr Werk ist für so viele andere, jüngere Autoren ganz wichtig. Sie ist quasi ein ästhetischer, literarischer Leitstern für kommende Autoren.“¹

Seit 1901 werden die Nobelpreise für Literatur verliehen. Als

erster Preisträger erhielt der französische Dichter Sully Prudhomme (eigentlich René François Armand Prudhomme; 1839–1907) die Auszeichnung. Frühere Preisträger waren z.B. Thomas Mann, Gerhart Hauptmann, Ernest Hemingway, Knut Hamsun, Albert Camus, Herman Hesse, William Faulkner, José Saramago, Pablo Neruda, Heinrich Böll und Alexander Solschenizyn. Die erste Frau im Reigen der Nobelpreisträger für Literatur war 1909 die schwedische Lehrerin und Schriftstellerin Selma Lagerlöf (1858–1940), die für ihren Roman *Gösta Berling* ausgezeichnet wurde. Sie gehörte danach als erste Frau der 1786 gegründeten Schwedischen Akademie an.

Anspruchsvoll

Uwe Johnson-Tage 2022

Die diesjährigen Uwe-Johnson-Tage, veranstaltet von der Mecklenburgischen Literaturgesellschaft, fanden vom 19. September bis zum 27. Oktober statt.

Auf dem Programm standen verschiedene Lesungen, u. a. las Uwe Tellkamp aus seinem neuesten Roman *Der Schlaf in den Uhren* (2022), moderiert von Prof. Dr. Carsten Gansel. Worum geht es in dem Roman? – August 2015: Fabian Hoffmann, der einstige Dissident, steht als Chronist in Diensten der „Tausendundeinacht-Abteilung“ von Treva. Hier, in den Labyrinthen eines unterirdischen Reichs, arbeitet die „Sicherheit“ an Aktivitäten, zu denen einst auch die Wiedervereinigung zweier geteilter Staaten gehörte. Nein, das unterirdische Reich steht nicht für einen „Tiefen Staat“, wie einige Kritiker behaupten, sondern es symbolisiert den Gang in die Geschichte, in die Archive, betonte Tellkamp bei seiner Lesung und verwies auf das Bergwerk als uraltes romantisches Motiv (siehe auch bei E.T.A. Hoffmann, Novalis und Tieck).

In dieser Welt jedenfalls versucht Fabian herauszufinden, wer seine Schwester und seine Eltern verraten hat. Zugleich ist er mit einer Chronik befasst, die zum 25. Jahrestag der Wiedervereinigung erscheinen soll. Fabian gerät auf eine Reise, die ihn tief in die trevische Gesellschaft und ihre Utopien hineinführt. Der Roman umfasst 900 Seiten und ist schon vom Umfang her eine Herausforderung. Erschienen bei Suhrkamp.

Interessant

November-Tagung in Nartum zu Walter Kempowskis Roman

Schöne Aussicht

Einer der Vorträge befasst sich mit dem Thema „Literarische Konstruktionen der 20er Jahre, zeitgenössisch und retrospektiv“. Der Referent, Gustav Frank (Mitherausgeber des *Hans Fallada Handbuchs*), wird neben Kempowski, Graf und Zur Mühlen auch Falladas Werk einbeziehen.

Erfreulich

Neuigkeit

Unser Mitglied Dr. Wolfgang Brylla teilte uns mit, dass die Stadtbibliothek in Gorzów Wielkopolski (ehemals Landsberg an der Warthe) vom deutschen Konsulat in Polen Fördermittel für ein selbst gewähltes literarisches Projekt erhalten hat. Sie entschieden sich für eine deutsch-polnische Tagung zu Hans Fallada (bis Ende Mai 2023 soll sie stattfinden). Fallada verbrachte nicht weit von Landsberg einen wesentlichen Abschnitt seines Lebens.

Empfehlenswert

Hans Fallada in der Zeitgeschichte

In der letzten *Zeitgeschichte* mit dem Thema „Weimars Ende. Warum scheiterte Deutschlands erste Demokratie?“ wird in dem Artikel *Babylon in Not* über den Untergang des kulturellen Lebens während der Weltwirtschaftskrise, besonders 1932, berichtet. Dabei geht es auch um die Bedeutung von Hans Falladas Roman *Kleiner Mann – was nun?* für die damaligen Leser. Das Heft können wir nur empfehlen.

Irritierend

Fallada auch unter

„kulturreise-ideen.de“ zu finden
Unter kulturreisen-ideen.de ist im Netz ein literarisches Reiseangebot auf den Spuren von Hans Fallada mit zwölf Reisestationen zu finden.²

Die zwölf Reisestationen heißen: 1: Fallada in Rudolstadt / 2: Schloss Tannenfeld / 3: Museum Burg Posterstein / 4: Hans Fallada in Berkenbrück / 5: Fallada in Neuenhagen / 6: Falladas Sterbeort in Niederschönhausen / 7: Falladas letzte Wohnung in Pankow / 8: Hans-Fallada-Museum Carwitz / 9: Brigitte-Reimann-Literaturhaus Neubrandenburg / 10: Pommerische Literaturgesellschaft Greifswald im Falladahaus / 11: Stadtbibliothek Hans Fallada Greifswald / 12: Justizvollzugsanstalt Neumünster.

Zu den einzelnen Stationen werden Hotelübernachtungen angeboten. An sich keine schlechte Idee – es ist allerdings mehr als irritierend, dass von Fallada in der Einleitung als einem „Asphalt-Literaten“ gesprochen wird (Der Begriff bezeichnete ursprünglich ganz neutral einen Schriftsteller, der in der Großstadt lebt und das Leben der Menschen in der Großstadt in ihrer Verlorenheit beschreibt. Er wurde allerdings dann im „Dritten Reich“ nur noch diffamierend für Schriftsteller, die vom NS-Regime abgelehnt bzw. verfolgt wurden, gebraucht, wie z. B. Erich Kästner, Lion Feuchtwanger, Bertolt Brecht u. a.

1 <https://www.tagesschau.de/wissen/forschung/denis-scheck-literatur-nobelpreis-101.html> (29.10.2022)

2 <https://www.kulturreise-ideen.de/literatur/autoren/Tour-hans-fallada.html>

Rätselhaft

Wer schrieb wann das folgende Gedicht, wie lautet der Titel und was verbindet die Autorin/den Autor mit Hans Fallada?

Wie lautet der Titel?

Ich freu mich, daß am Himmel Wolken ziehen
Und daß es regnet, hagelt, friert und schneit.
Ich freu mich auch zur grünen Jahreszeit,
Wenn Heckenrosen und Holunder blühen.
– Daß Amseln flöten und daß Immen summen,
daß Mücken stechen und daß Brummer brummen.
Daß rote Luftballons ins blaue steigen.
Daß Spatzen schwatzen und daß Fische schweigen.

Ich freu mich, daß der Mond am Himmel steht
Und daß die Sonne täglich neu aufgeht.
Daß Herbst dem Sommer folgt und Lenz dem Winter,
Gefällt mir wohl, da steckt ein Sinn dahinter,
Auch wenn die Neunmalklugen ihn nicht sehn.
Man kann nicht alles mit dem Kopf verstehn!
Ich freue mich. Das ist des Lebens Sinn.
Ich freue mich vor allem, daß ich bin.

In mir ist alles aufgeräumt und heiter:
Die Diele blitzt. Das Feuer ist geschürt.
An solchem Tag erklettert man die Leiter,
Die von der Erde in den Himmel führt.
Da kann der Mensch, wie es ihm vorgeschrieben,
– Weil er sich selber liebt – den Nächsten lieben.
Ich freue mich, daß ich mich an das Schöne,
Und an das Wunder niemals ganz gewöhne.
Daß alles so erstaunlich bleibt, und neu!
Ich freu mich, daß ich ... Daß ich mich freu.

Schicken Sie die Lösung an salatgarten@fallada.de

Stichwort: Rätselhaftes

Als Gewinn winkt ein Buchpreis.

Nachrichten von der Schatzmeisterin

**Liebe Mitglieder,
liebe Freundinnen und Freunde
der hfg,**

an erster Stelle möchte ich allen herzlich danken, die unserer Gesellschaft und dem Hans-Fallada-Museum mit ihren zahlreichen Spenden helfen. Wir freuen uns auch in Zukunft über Ihre Unterstützung.

Nach wie vor gilt, dass das Finanzamt Spenden per Kontoauszug bis 300,- € anerkennt. Sollten Sie eine Spendenquittung benötigen, so melden Sie sich gern bei mir. Änderungen Ihrer persönlichen Daten (etwa Ihr Name, Ihre Adresse, Telefonnummer, E-Mail etc.) können Sie auch gern Frau Doris Haupt zukommen lassen.

An dieser Stelle möchte ich aber auch diejenigen Mitglieder, die ihren laufenden Beitrag noch nicht gezahlt haben, bitten, diesen zu überweisen.

Die jährlichen Mitgliedsbeiträge, unsere Bankverbindung sowie Kontaktdaten finden Sie im Impressum des *Salatgarten*.

Sollten Sie sich entschließen, zukünftig an dem Lastschriftverfahren teilnehmen zu wollen, so melden Sie sich gern bei mir.

Ich wünsche Ihnen und Ihren Liebsten besinnliche Festtage und einen guten Rutsch.

Bleiben Sie auch 2023 gesund und uns treu!

Vielen Dank und herzliche Grüße

Carolin Reimann

Runde und besondere Geburtstage von Mitgliedern der hfg

Wir wünschen unseren Jubilaren, die 2023 ihren Geburtstag feiern, alles Gute!

- | | | |
|---|---|--|
| 02.01. Elke Stengel
70. Geburtstag | 25.03. Dr. Christian Trapp
70. Geburtstag | 18.09. Adelheid Heinze
85. Geburtstag |
| 08.01. Nicholas Jacobs
84. Geburtstag | 30.03. Jutta Amberg
86. Geburtstag | 19.09. Jutta Koch
80. Geburtstag |
| 14.01. Rainer Gerhard Wulf
60. Geburtstag | 03.04. Achim Ditzen
83. Geburtstag | 20.09. Dietmar Schleinitz
80. Geburtstag |
| 20.01. Annelore Fritsch
91. Geburtstag | 10.04. Prof. Gunnar Müller-Waldeck
81. Geburtstag | 23.09. Ferdinand van Leyen
60. Geburtstag |
| 25.01. Otto Koch
81. Geburtstag | 26.05. Ute Schön
60. Geburtstag | 25.09. Jörg Thormann
60. Geburtstag |
| 25.01. Martin Lorentz
60. Geburtstag | 28.05. Reinhard Simon
60. Geburtstag | 30.09. Regina B. Apitz
75. Geburtstag |
| 25.01. Juliane Foth
40. Geburtstag | 05.06. Gerhard Becker
85. Geburtstag | 01.10. Christine Kröplin
60. Geburtstag |
| 06.02. Johanna Wildenauer
30. Geburtstag | 09.06. Jörg Metzner
60. Geburtstag | 10.10. Angelika Bolz
60. Geburtstag |
| 12.02. Günther Bruns
85. Geburtstag | 10.06. Inge Kuhnke
88. Geburtstag | 12.10. Prof. Dr. Klaus-Jürgen Neumärker
83. Geburtstag |
| 15.02. Ulrich-Dietmar Heuer
80. Geburtstag | 10.06. Sibylle Oberheide
84. Geburtstag | 16.10. Dirk Lenz
60. Geburtstag |
| 20.02. Dr. Cecilia von Studnitz
83. Geburtstag | 18.06. Theodor Cronewitz
86. Geburtstag | 10.11. Prof. Dr. Hermann Weber
87. Geburtstag |
| 03.03. Wolfgang Behr
70. Geburtstag | 18.06. Sabine Mayer
60. Geburtstag | 13.11. Hans-F. Gelpcke
87. Geburtstag |
| 03.03. Renate Liebsch
70. Geburtstag | 12.07. Günther Rudeck
92. Geburtstag | 27.11. Johannes Schlecht
75. Geburtstag |
| 05.03. Wolfgang Szebel
83. Geburtstag | 14.07. Michael A. Patterson
81. Geburtstag | 06.12. Ulrich Mücke
70. Geburtstag |
| 05.03. Dr. Ulrich Schmidt
70. Geburtstag | 09.08. Dr. Hans Schlieff
97. Geburtstag | 11.12. Erika Wiechmann
81. Geburtstag |
| 05.03. Erika Hagel
88. Geburtstag | 14.08. Dr. Herrmann D. Kaiser
87. Geburtstag | 12.12. Renate Kümmell
91. Geburtstag |
| 09.03. Silke Böer
50. Geburtstag | 15.08. Helmut Rienas
80. Geburtstag | 16.12. Hans-Jürgen Kröplien
80. Geburtstag |
| 12.03. Gerd Robbe
80. Geburtstag | 18.08. Michael Rother
82. Geburtstag | |
| 13.03. Dr. Leonore Krenzlin
89. Geburtstag | 21.08. Ulrich Gunka
60. Geburtstag | |
| 23.03. Prof. Dr. Burkhard Monien
80. Geburtstag | 15.09. Dr. Hiltrud Ditzen
80. Geburtstag | |

Über die Beiträger

Autoren dieses Heftes sind:

Lutz Dettmann, Jahrgang 1961, Vermessungstechniker und Buchautor, hfg-Mitglied seit 1991, lebt in Rugensee bei Schwerin

Patricia Fritsch-Lange, Jahrgang 1961, Gründungsmitglied der Hans-Fallada-Gesellschaft, Vorstandsmitglied seit 1997, Vorsitzende von 2005 bis 2019. Arbeitet in der Erwachsenenbildung, lebt in München

Karin Hahn, Jahrgang 1959, Diplom-Lehrerin für Französisch und Deutsch, lebt in Stralsund

Dr. Viola Heß, Jahrgang 1950, Journalistin, Vorsitzende des Joachim-Ringelnetz-Vereins Wurzten seit 2010, hfg-Mitglied seit 2017, lebt in Wurzten

Dr. Jürgen Hauschke, Jahrgang 1954, Germanist und Historiker, Redakteur, hfg-Mitglied seit 2022, lebt in Berlin

Prof. Dr. Helmuth Kiesel Jahrgang 1947, emeritierter Professor für Neuere Deutsche Literatur am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg, u. a. Herausgeber der Kriegsbücher Ernst Jüngers und Verfasser zahlreicher Studien zur Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts

Simon Klumpp, Jahrgang 2001, bis August 2022 FSJler im Hans-Fallada-Museum Carwitz, seit Oktober 2022 Student der Volkswirtschaftslehre an der Freien Universität Berlin, hfg-Mitglied seit 2022

Dr. Stefan Knüppel, Jahrgang 1975, Literatur- und Politikwissenschaftler, Leiter des Hans-Fallada-Hauses in Carwitz, hfg-Mitglied seit 2004, lebt in Neustrelitz

Dr. Sabine Koburger, Jahrgang 1950, Lehrerin, Germanistin, Buchautorin, hfg-Mitglied seit 2010, lebt in Stralsund

Andrea Koschwitz, Jahrgang 1957, Dramaturgin und Dozentin für Dramaturgie und Theatergeschichte, lebt in Berlin Pankow. Sie ist Mitglied des Freundeskreises der Chronik Pankow e.V. und Produktionsleiterin des Naturtheaterkollektivs NordOst

Anke Rudeck, Jahrgang 1962, Krankenschwester, Besucherin der Hans-Fallada-Tage seit über 20 Jahren, lebt in Hamburg

Prof. Johannes Matthias Schläpfer-Wochner, Jahrgang 1955, Germanist und Historiker i. R., Autor, hfg-Mitglied seit 2001, lebt in Teufen AR in der Schweiz

Heinz Schumacher, Jahrgang 1951, Gymnasiallehrer Deutsch/ Geschichte/ Philosophie i. R., Lehrbeauftragter Universität Duisburg/ Essen, hfg-Mitglied seit 2018, lebt in Dinslaken und Berlin

Dr. med. Dietmar Seifert, Jahrgang 1944, Arzt, Internist, Kardiologe, Verfasser medizinischer Arbeiten, lebt in Delitzsch

Michael Töteberg, Jahrgang 1951, Filmwissenschaftler, Autor und Herausgeber, Gründungsmitglied der hfg, Vorsitzender seit Juli 2019, lebt in Hamburg

Alexandra Vasa, Jahrgang 1975, Literaturwissenschaftlerin, lebt und arbeitet in Berlin

Noëlle Waibel-Richard, Jahrgang 1995, Germanistin, Mitarbeiterin im Erich Kästner Haus für Literatur, hfg-Mitglied seit 2017, lebt in Düsseldorf und Dresden

Tina Warnke, Jahrgang 1980, Wirtschaftsjuristin, Master of Laws LL.M. hfg-Mitglied seit 2013, lebt in Berlin

Anna-Maria Weber, Jahrgang 1972, Bildende Künstlerin und Dokumentarfilmerin, Künstlerische Leitung und Geschäftsführung AugenZeugeKunst seit 2011, lebt in Berlin

Prof. Dr. Hermann Weber, Jahrgang 1936, Rechtsanwalt, Honorarprofessor an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, ehemals Leiter der Frankfurter Abteilung des Verlags C. H. Beck und Schriftleiter der *Neuen Juristischen Wochenschrift*, hfg-Mitglied seit 2002, lebt in Berlin

Christian Winterstein, Jahrgang 1970, Sozialpädagoge und Kulturarbeiter, hfg-Mitglied seit 2017, arbeitet und lebt in Bremen und Berlin

Impressum

Herausgeberin:

Hans-Fallada-Gesellschaft e. V.
Vorsitzender Michael Töteberg
Zum Bohnenwerder 2 · Ortsteil Carwitz
17258 Feldberger Seenlandschaft
Telefon 03 98 31 / 203 59
www.fallada.de · E-Mail: hfg@fallada.de
ISSN-Nr. 1433-4917

Bankverbindung für Beiträge und Spenden:

Sparkasse Mecklenburg-Strelitz
IBAN: DE 43150517320036004116
BIC: NOLADE21MST



Jahresbeitrag für Mitglieder:

Für Einzelpersonen:
35,- € bzw. 20,- € ermäßigt
(für Rentner, Arbeitslose, Studenten)
Bei Ehepaaren bzw. Lebensgemeinschaften
für die zweite Person
25,- € bzw. 15,- € ermäßigt
(für Rentner, Arbeitslose, Studenten)

Preise für den SALATGARTEN:

kostenlos für hfg-Mitglieder
(Bestandteil des Mitgliedsbeitrages)
7,50 €/Heft im Abonnement
zwei Ausgaben/Jahr (zzgl. Versandkosten)
7,50 €/Heft als Einzelheft
(ggf. zzgl. Versandkosten)

Redaktion:

Dr. Sabine Koburger (verantwortlich)
Lutz Dettmann
Doris Haupt
Hannes Rother (Korrektorat)

Anschriften:

Dr. Sabine Koburger
Grünhufe Nr. 40 · 18437 Stralsund
Telefon: 03831 494154
E-Mail: salatgarten@fallada.de

Lutz Dettmann
Weg zum See 1b · 19069 Rugensee
Telefon 03867 8606
E-Mail: dettmann.lutz@gmail.com

Doris Haupt
Grünberger Straße 83 · 10245 Berlin
Telefon 030 2914199
E-Mail: doris-haupt@t-online.de

Schatzmeisterin Carolin Reimann
Tel: 0160 97319481
Wiesenstraße 14
17489 Greifswald
E-Mail: caro.krickow@web.de

Umschlaggrafik: e. o. plauen

Anzeigen: Dr. Sabine Koburger (verantwortlich)

Layout, Satz und Druck:

STEFFEN MEDIA GmbH, www.steffen-media.de

Auflage dieser Ausgabe: 360 Exemplare

Redaktionsschluss: 01.11.2022

Die Redaktion behält sich das Recht der auszugsweisen Wiedergabe und redaktionellen Bearbeitung von Beiträgen vor. Namentlich gekennzeichnete Beiträge werden von den Autoren selbst verantwortet und geben nicht in jedem Fall die Meinung der Herausgeberin wieder. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Einwilligung der Herausgeberin zulässig. Wir danken für die freundliche Genehmigung zum Abdruck bzw. Nachdruck von Texten, Dokumenten und Bildern.

Die Mitgliederexemplare enthalten als Beilage

- Weihnachtsbrief des Vorsitzenden
- Jahresgabe 2023
- Protokoll der Mitgliederversammlung (nur an Mitglieder ohne E-Mail-Adresse)
- Finanzbericht 2021 (nur an Mitglieder ohne E-Mail-Adresse)
- Zahlschein für die Mitgliedsbeiträge 2023

Ein extremes Künstlerleben voller dunkler Seiten – und voller Hoffnung



336 Seiten | 20,00 € (D) | 20,60 € (A) | ISBN 978-3-351-03894-6



aufbau